



Redaction: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Bösen das Uebel, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Beilichen der Kaiserin.

Von
Elise Polka.

I.

„C'était un bel enfant qui fuyait de la terre,
Son oeil bleu — du malheur portait le signe austère,
Les blonds cheveux flottaient sur ses traits palissants,
Et les vierges du ciel, avec des chants de fête
Aux palmes du Martyre unissaient sur sa tête
La couronne des Innocents.“

Victor Hugo.

Es war im dritten Jahre der Schreckensherrschaft, am 9. März des Jahres 1795. Die Nacht hatte mit ihrem dunkeln Schleier das fiebernde Paris zugebedeckt, die Straßen waren ruhig. In grauen Umrissen erhoben sich, wie ein riesiges Gespenst, die Mauern des Temple. Tiefe Stille lagerte sich um das Gefängniß der Königs-waisen; das ungeheure Gebäude schien ausgestorben. Weithin schallte der einförmige Schritt der Thorwache, dann und wann unterbrochen von einem leisen Gesang. Der junge Soldat sumimte bald ein Bruchstück aus der Carmagnole, blutigen Andenkens, vor sich hin, bald ein lustiges Liedchen aus der Heimath. Es war ein Kind der Bretagne, — seine Gedanken trugen ihn weit fort in sonnige Fluren. Wer weiß, welch' hübsches Köpfchen ihm aus der Ferne, wie aus Wolken hindurch zunickte, welch' bekannte Augen ihn anlachten, daß er Alles, was um ihn her vorging, nicht beachtete. Anmuthige Er-

innerungen mußten ihn gefangen nehmen, sonst hätte er wol die beiden Gestalten, die sich dem Seitenpörrchen näherten, längst angerufen. Es war ein Mann und eine Frau in schlichter Kleidung, offenbar gute Bürger von Paris, denn sie redeten laut und ohne Zagen miteinander über die warme Frühlingsnacht und klopfen herzhaft an die kleine Holzthüre. —

„Wer da?“ fragte jetzt erst die aufhorchende Wache.

„Eine brave Bürgerin, die den Creolen Laurent, den Wächter des kleinen Capet sprechen will,“ antwortete der Mann.

„Er versprach mir, um 9 Uhr einmal den Kopf heraus-zustecken,“ setzte eine liebliche Frauenstimme hinzu, „ich bringe ihm etwas aus seinem Garten. Der Bösewicht sehnt sich vielmehr nach seinen Blumen, als nach Weib und Kindern.“

Der Soldat war in Folge seiner Träumereien in besonders guter Stimmung. „Nun so wartet noch ein wenig, Kleine,“ flüsterte er vertraulich, „Euer Geliebter wird sich seinen Kuß schon holen, wenn Ihr so hübsch seid wie Eure Stimme, woran ich gar nicht zweifle. Warum habt Ihr keine Laterne mitgebracht, daß man Euch einmal in die Augen sehen kann?“

Noch ehe er diese Worte ganz vollendet, öffnete sich die Pforte ein wenig. Ein Lichtstreif fiel durch die Spalte und traf ein Frauengesicht von so viel Anmuth und Lieblichkeit, daß der Bretagner ganz erstarrt vor Bewunderung stehen blieb.

„Bist Du endlich da, Laurent?“ rief jetzt die junge

Frau laut und unbefangen. „Ich habe schon eine Weile auf Dich gewartet! Sieh, da bringe ich Dir Beilichen, einen ganzen Topf voll, — es sind noch viele Knospen daran, sie werden lange blühen, denke ich.“

„Wie schön, daß Du Wort gehalten,“ erwiderte er, „welche Freude! Es sind unsere Lieblingsblumen!“

„Unsere!“ wiederholte der junge Soldat mit einem leichten Anflug von Spott. „Er spricht wie das Königskind, der kleine Capet. Es ist eine schlechte Gesellschaft für einen ehrlichen Republikaner, wo man solche Worte lernt!“

„Nun, ich meinte mich und meine Frau,“ sagte Laurent begütigend. „Lebe wohl, ich muß fort!“

„So gebt Euch doch noch einen Kuß! Morgen dürft Ihr das vielleicht nicht mehr, dann hat ein Anderer die Wache.“

Aber die junge Frau hatte schon den Arm ihres Begleiters ergriffen und war in der Dunkelheit verschwunden. Die Pforte schloß sich.

„Laurent kann warten, bis er mich daheim besucht und — ich auch! Gute Nacht, braver Soldat!“ rief die süße Stimme noch scherzend herüber.

Während der Soldat auf- und niederschreitend an das reizende Gesicht dachte, das wie ein Phantom vor ihm aufgetaucht, und den Wächter des kranken Königskindes um sein Glück beneidete, seufzte der Begleiter der Frau eben im Tone höchster Besorgniß: „Madame, Ihr spielt ein gefährliches Spiel, Euer weiches Herz reißt Euch in's Verderben. Ihr seid kaum der Guillotine entronnen und wagt von Neuem sorglos Euren schönen Hals. Denkt an Eure Kinder, Josephine Beauharnais — und — — an Eure Freunde!“

„O schweigt, Barras!“ antwortete sie sanft, „versucht es nicht, mich hier zurück zu halten. Das ist ein einfaches Werk der Barmherzigkeit. Eben weil ich an Hortense und Eugen denke, vermag ich die Leiden der Waisen im Temple nicht zu ertragen, ohne einen schwachen Versuch zu machen, sie zu erleichtern. Laßt mich gewähren und begleitet mich ferner als mein treuer Freund. Wollt Ihr nicht, so muß ich meinen Weg allein gehen und mich auf den Schutz der Engel verlassen. Tag und Nacht gedenke ich der armen Königsinder. Habe ich doch selbst Eure Augen feucht schimmern sehen, als Laurent von den Martern, und den gräßlichen schwarzen Spinnen und den Mäusen — —“

„Still, still, schönste Frau! Wir sind auf der Straße und nicht sicher genug, solch' verrätherische Klagen laut werden zu lassen,“ flüsterte der ci-devant Graf, der jetzige Bürger und Republikaner Barras.

„Nun, wollt Ihr morgen wieder mit mir gehen?“

„Wer könnte Euch widerstehen?! Ich werde zur bestimmten Stunde bei Euch sein!“

Noch an manchem Abend wanderte die junge Witwe jenen gefährlichen Weg zum Temple, einen Blumenstrauch in der Hand, um das Gefängniß des sterbenden königlichen Knaben zu schmücken. Der brave Creole Laurent, der ihren Vater, den königlichen Hafencapitain Tascher de la Pagerie gekannt, hatte eines Tages die Tochter aufgesucht und das Herz der jungen Frau zerrissen durch die Schilderungen des Märtyrerkthums eines unschuldigen Kindes.

In seinen wenigen Freistunden war es, wo er in dem Zimmer Josephinens saß und von dem einsamen Gemarterten erzählte, von seiner Geduld und Sanftmuth, von seiner verzehrenden Sehnsucht nach der Mutter und seiner leidenschaftlichen Liebe zu den Blumen. O sie waren so voll Mitgefühl und Theilnahme, seine Zuhörer! — Wie schön sie war, wenn sie ihm lauschend gegenüber saß, jene junge zarte Frau, die großen Augen auf das ernste Männerantlitz richtend, die Wangen glühend vor Erregung! Ein schlankes, kaum 12jähriges Mädchen lehnte, von ihrem Arm umschlungen, an ihrer Schulter; ein schöner Knabe saß zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Kniee gedrückt. Die Hand Josephinens — welch' eine wunderschöne Hand! — lag in dem dunkeln Lockenhaar Eugens. — Wie oft fielen heiße Thrämentropfen auf die Stirn des Knaben, wie oft beugte sich das schöne Mädchen herab, um die nassen Wangen der geliebten Mutter zu küssen! — Und dann erzählte Laurent wol auch von „Madame“ — der jungen Dauphine, die, von ihrem sterbenden Bruder getrennt, ein Leben voll harter Arbeit und Entbehrung in tiefster Einsamkeit zu führen verurtheilt worden war. Und doch erschien sie stolz und ungebeugt, die zarte Königstochter, und nie entfloß eine Bitte oder eine Klage ihren Lippen. — Und wie es in jenem alten todesstraurigen Liebe von den Königskindern heißt, die nicht zueinander kommen konnten, weil:

„Das Wasser war viel zu tief,“

so hatte man auch diese Beiden voneinander gerissen, den Bruder und die Schwester, und es war leichter das Meer zu durchschiffen, als jenen kleinen Raum zu durchwandern im Temple, der die Gefängnißzelle Ludwig's XVII. von dem Kerker der Prinzessin trennte. — — — Später erschien auch das liebe Gesicht Josephinens und ihrer Tochter gar oft an den Fenstern der Wohnung des getreuen Dieners Ludwig's XVI., des braven Hue, die in den Garten des Temples hinausgingen. Marie Therese durfte in den letzten Wochen vor ihrer Befreiung dort auf und nieder gehen, und während dieser Zeit warfen schöne

Frauenhände der königlichen Waise Blumen zu, oder süße Stimmen sangen Lieder von Freiheit und Glück. — Und sie kannte sie ja, die Martern der Gefangenschaft, die Witwe Beauharnais, und das Leben in der Freiheit erschien ihr jetzt doppelt schön. Kein Auge schaute voll tieferen Erbarmens auf die junge Prinzessin, als das Auge Josephinens. —

Zwei Monate waren vergangen seit jener ersten Beilichengabe. Der Sommer mit seinen bunten Schwingen gaukelte über die Erde, die Zeit der Rosen war gekommen und die „blauen Tage“ ließen alle kranken Herzen wieder genesen.

Und es erschien doppelt traurig in all' der Lust da draußen, als sich am 10. Juni Abends 7 Uhr das große Thor des Staatsgefängnisses im Temple öffnete, um einen Leichenzug hinauszulassen. Ein Commando von 8 Mann Linienjägern schritt voraus — dann sah man einen kleinen Sarg, dürftig bedeckt mit einem schwarzen Tuche. Drinnen aber lag, lang gestreckt, von den Händen treuer Wächter und Pfleger in weißes Linnen gehüllt, ohne Rissen für das blonde müde Köpfchen, der Dauphin von Frankreich. Das Kind, dessen Eintritt in's Leben vor kaum 10 Jahren ein ganzes Volk mit Jubel begrüßte, das Kind, dessen zarten Körper zarte Hände hüteten und pflegten, das umhüllt wurde von allem Glanze der Erde, getragen von der zärtlichsten Liebe, schlief ärmer und verlassen, als der ärmste Bettler in seinem letzten Bettchen. Aber ein seliger Friede lag auf dem abgekehrten feinen Leidensgesichte, ein süßes tiefes Ausruhen, und die Glorie des Märtyrertums zog sich wie eine Aureole um die reine Stirn. Jetzt war Alles überwunden, die Qualen des Erdenlebens versanken wie ein banger Traum, die heiligen Engel Gottes trugen den Verklärten in ihren Armen dem seligsten Wiedersehen entgegen.

Der Leichenzug, — dem der Polizeicommissar Duffer mit den Municipalcommissairen und den Wächtern des Prinzen folgte und dessen Schluß ein Corporal mit einigen Soldaten bildete, — bewegte sich langsam durch viele Straßen bis zu dem Kirchhofe von St. Marguerite. — Viele weinende Frauen und Kinder mit Blumen in den Händen gaben ihm von Weitem das Geleite, — das Mitgefühl war stärker als die Furcht. — Männer entblößten ihre Häupter, als der kleine ungeschmückte Sarg des Königskindes vorüberschwankte. — Aus dem Fenster eines Hauses in der rue de la Corderie fiel aber, vom ersten Stockwerke herab, ein Kranz von weißen Rosen auf das schwarze Leichentuch. — Die liebe Frau, die dort oben stand, hielt in ihren Armen zwei Kinder, die sie schluchzend an sich preßte. — Sie lehnte sich nicht zurück,

als die scharfen Augen Duffers zu ihr aufschauten, — muthig bekannte sie sich so als die Spenderin der rührenden Gabe. — Der Kranz blieb auf dem Sarge liegen — es fand sich keine Hand, die dem unschuldigen Todten diesen Schmuck zu entreißen dreist genug war.

Unweit des Eingangs, in einem Winkel neben der Mauer begrub man das Kind von Frankreich, Ludwig XVII. Mit schlichten Nasenplatten bedeckte man eifertig den Hügel. Als aber das Gefolge des Zuges den Kirchhof verlassen hatte, brachte man dem kleinen Todten eine rührende Ovation. Schaaren von Kindern strömten herbei und kleine Hände häuften voll zärtlicher Gast Blumen auf Blumen auf das Grab. — Es war ein Blumenthron, so schön, so duftig, wie aus einem Feenmärchen für den, der die Blumen so sehr geliebt. — Und am späten Abend schlichen noch der Stubenmaler Lasne und der treue Laurent heraus, die letzten Pfleger des Kindes, um einen Topf mit Beilichenblättern sorgsam zu Häupten des Schlafenden einzupflanzen. — Längst waren die blauen Blumen verblüht, aber dieser Beilichenstrauch war die letzte Freude des Kindes gewesen, — Tag und Nacht hatte er neben dem Schmerzenslager gestanden, und die matten kleinen Hände waren noch am letzten Morgen lieblosend über die Blätter geglitten.

„Im Frühling werden sie wieder blühen,“ hatte er leise vor sich hin geflüstert.

„Er würde sich betrüben, wenn wir sie nicht zu ihm brächten,“ sagte Laurent. „Beilichenblätter sollen das kleine Herz zudecken!“

Und sie deckten ihn zu, den Hügel, so daß man kaum noch einen Grassalm sah auf dem Grabe in dem Winkel des Kirchhofs von St. Marguerite. Es war wunderbar, wie sie wucherten, und eine düstende reichgestickte Decke breiteten über das letzte Lager des Königskindes, schöner als von Hermelin und Purpur, die Beilichen der schönen Josephine Beauharnais.

II.

„Comme deux rayons de l'aurore,
Comme deux soupirs confondus,
Nos deux âmes ne forment plus
Qu'une âme — — —“

Lamartine.

Der Dictator der neuen Regierung, der elegante und liebenswürdige Marquis de Barras, dieser vornehmste Cavalier der Revolution gab ein glänzendes Fest im Palais Luxembourg zu Paris. Seine Feste hatten Ruf, man drängte sich zu den Einladungen, man fand in seinen Gesellschaften einen Luxus, der an die Tage der Glanzzeit des Königthums erinnerte, und zugleich den ungewungensten Ton und — vor Allen die schönsten

Frauen. — Es war im Januar des Jahres 1796. Jene glänzend erleuchteten Räume, die bis zur Stunde nur Könige und Fürsten betreten, waren mit einem bunten Gemisch verschiedenartigster Erscheinungen gefüllt. — Manch' allerliebtestes Füßchen, das einer Herzogin Ehre gemacht haben würde und doch noch nie auf Teppichen und Parquets gewandelt, glitt sorglos über denselben Boden, den die goldgestickten Schleppen der schönen Marie Antoinette und ihrer Frauen gestreift. Man lachte, scherzte, tanzte, als ob nie ein Marat und Robespierre ihre blutigen Decrete unterzeichnet, vergessen schien das grauenvolle Gespenst der Guillotine. — Weithin strahlte das warme Licht der hellen Fenster in die kalte dunkle Nacht hinaus.

Eine Fluth bedeutender Männerköpfe, frappanter Erscheinungen, berühmter Namen der Republik wogte auf und ab, und dazwischen die reizendsten Frauengestalten, Blumengesichter, an denen das Auge mit Entzücken hing. Wie viel Jugend und Schönheit hatte doch das Beil des Henkers noch verschont, und fehlten auch die Strahlendsten in diesem Kreise — die bezaubernde Madame St. Amaranthe und die schöne Madame Roland, — so waren doch Andere da, deren Lächeln auch Vergessenheit brachte, deren Blicke auch zu berauschen vermochten. Ueber wie manchem dieser glänzenden Nacken hing noch vor wenigen Wochen das Messer der „petite Louison“, — wer schien noch daran zu denken? —

Zwei Frauen waren es vor Allen, in deren Zauberkreis die Männer jeden Alters und Ranges gebannt schienen: — die Eine erregte die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine wahrhaft strahlende Schönheit und junonische Gestalt, die Andere durch ihre Grazie und Lebhaftigkeit, durch vollendete Anmuth, durch den Ausdruck holdster Weiblichkeit, diesen für ein Männerherz gefährlichsten Reiz einer Frau. Es war etwas Schutzbedürftiges in der Art, wie sie die langen schwarzen Wimpern erhob, etwas lieblich Anselbständiges, wie sie sich auf den Arm der Freundin stützte, etwas mädchenhaft Schüchternes in ihrem Lächeln. Diese beiden Frauen waren Therese Cabarrus, verwitwete de Fontenay, jetzige Madame Tallien, und Josephine Beauharnais. Wie sie eben im Kreise ihrer Bewunderer nebeneinander standen, bildeten sie durch den Contrast ihrer Erscheinungen ein ungemein fesselndes Bild. Therese, die Spanierin, in ihrer reichen Kleidung nach griechischem Muster, das goldene Diadem über der Stirn, das prachtwolle Haar in einem Knoten in dem stolzen Nacken aufgenommen, eine Tracht, die so herrlich stimmte zu der tabellosen Reinheit ihres Profils und den classischen Formen ihrer Gestalt, — und Josephine im einfach weißen Kleide, einen Beilchenkranz in den kurzen krausen Locken, einen Beilchenstrauch am Busen, mit ihrem Kinderlächeln und

jenem Blick, sanft und glühend zugleich, jenen Augen, die Keiner je vergaß, der ihnen einmal begegnet. — Beide Frauen liebten sich zärtlich. Die Blume dieser Freundschaft wurzelte im Boden eines Herkers. Wochenlang erwarteten Therese und Josephine den Tod als Verurtheilte im gemeinsamen Gefängniß der Conciergerie. Sie umarmten sich an jedem Abend zum Abschied in der Furcht, daß in der Nacht die Eine der Andern entrisen werden und ihnen keine Zeit zum letzten Kusse bleiben möchte, und an jedem Morgen mit aller Seligkeit eines neu geschenkten Beisammenseins. War es die Erinnerung an jene Tage des Schreckens, die noch zuweilen das süße Gesicht der Creolin plötzlich erbleichen ließ und ihren Augen jenen feuchten Schimmer gab, den man verschleiert nannte und der oft mitten im heitersten Gespräch die strahlenden blauen Sterne verhüllte? Sie schmiegte sich oft erbebend fester an die Freundin, die jene Zeiten der Martern muthiger ertragen hatte. Therese Tallien redete gern von jenen überwundenen Qualen, Josephine nie. Aber seit ihrer Gefangenschaft liebte sie die Beilchen. Die kleine Tochter des Gefangenwärters hatte ihr am Vorabend ihrer Befreiung einen Strauch der duftenden blauen Blumen gebracht. Die Beilchen in den Händen überschritt sie die Schwelle der Conciergerie. Glück, Freiheit und Sonnenschein waren für sie fortan gleichbedeutend mit Beilchen. Sie hätte Allen, die sie liebte, und allen Traurigen Beilchen schenken, sie in Beilchen einhüllen mögen, — sie trug vorzugsweise Beilchenblau und stückte Beilchen in den Saum ihrer Kleider. Auch heute erschien sie nur im Beilchenschmuck bei dem glänzenden Feste des Dictators, während alle Andern sich doch auf das Kostbarste geschmückt hatten. — Aber sie erschien trotz dieser duftigen Einfachheit reizender als Alle, eine holdselige frische Frühlingsblume inmitten aller Rosen, Nelken und erotischen Wunderblüthen. Seltsam erregt war sie an jenem Abend. Endlich sollte sie ihn ja von Angesicht zu Angesicht erblicken jenen vielgepriesenen Freund ihres Beschützers, den jungen General Bonaparte, den Helden von Toulon. — Mit welcher leidenschaftlichen Interesse war sie den Schilderungen gefolgt, die ihn zu einer fast antiken Heldengestalt erhoben! Wie wurde sie nie müde zu fragen und zu hören von seiner Tapferkeit und Kühnheit, seinem wunderbaren Feldherrnblick, der stolzen Energie seines Wesens, der sich Alles beugen mußte! Wie Desdemona den Wunderthaten des Othello lauscht und dem Sieger halb unbewußt die Thore ihres Herzens öffnet, so lauschte Josephine Beauharnais dem begeistertsten Lobe, das Barras seinem jugendlichen Lieblinge spendete. Und als er nun vor ihr stand — als sich ihre Augen in einem langen Blicke begegneten, da geschah das alte Wunder, das einzige, an

das zu glauben wir nimmer verlernen, — da flogen zündende, funkelnde Lichter herüber und hinüber von Seele zu Seele. In dem Herzen des Mannes schoß die Purpurblüthe der Leidenschaft empor bei der ersten Begegnung mit dieser Frau, die ihm Barras als die Lieblichste ihres Geschlechts geschildert. Er, der an den stolzesten Schönheiten kalt vorübergegangen, wurde beim ersten Anblicke der Gefangene dieses zarten Geschöpfes mit dem Kinderlächeln. Das zierliche Köpfchen auf dem schlanken Halse, die zarte Fülle und bezaubernde Anmuth der Gestalt, die creolische Lebhaftigkeit, wechselnd mit einer grazios schmachttenden Langsamkeit der Bewegungen, das Feuer des Blickes, die Klarheit des Teints, das schöne Haar, der verführerische Mund, das reizende Kinn mit seinem Grübchen, die wunderschönen Hände und Füße bildeten ein entzückendes Ganze. Und der ernste junge Mann, dessen Seele bis zur Stunde nur Träume von Ruhm und Ehre erfüllten, gab sich ohne Widerstreben einer neuen mächtigeren Empfindung hin — er streckte bebend die Hand aus — nicht nach dem kühlen, duftlosen Lorbeer, nein, nach der Rosenkrone der Liebe.

Und Josephine fühlte mit einer süßen Bewegung den Blick der leidenschaftlichen Bewunderung, der jetzt an ihr hing. Und doch war sie so an Bewunderung gewöhnt, die schöne Frau, — warum heute diese überwallende Erregung?

Immer und immer wieder folgten ihre Augen verstoßen den regelmäßigen Linien dieses wunderbaren Kopfes und ruhten auf der stolzesten Stirn und dem feinen vornehmen Munde. Der junge General war fast fremd in der Gesellschaft, Josephine Beauharnais war es, die ihm manche auffallende Persönlichkeit nannte, manchen berühmten Namen, und manche Beziehung erklärte. — Hatte er doch, in finsternem Groll über die Undankbarkeit der Volksrepräsentanten, die ihn nach der Katastrophe vom 9. Thermidor als einen Anhänger der gefallenen Machthaber verfolgten, ihm das Artilleriecommando entzogen und statt dessen eine Infanteriebrigade in der Vendée anzubieten wagten, — sich in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen. Mit nur wenig treuen Freunden lebte er in Paris in bitterem Entbehren — arm, verborgen und — fast vergessen. — Welche kühne Entwürfe gährten in dieser stillen Zeit in seinem Riesengeiste! Ueber den ganzen Erdball hin flogen die Gedanken, nach den Sternen griff die ruhmdürstende Seele.

An jenem Abend jedoch, im Palais Luxembour waren sie versunken jene ehrgeizigen brennenden Wünsche, untergetaucht, begraben in — Veilchenduft.

Allmählig wich auch in seiner Nähe jene süße Befangenheit, die der erste Blick des jungen Helden über die junge Frau gebracht: Josephine Beauharnais plauderte

und lächelte bald, ihm gegenüber, mit der hinreißenden Grazie eines Kindes, das sich neben einem schützenden Freunde wohl geborgen fühlt. Bonaparte blieb den ganzen Abend an ihrer Seite und mit Entzücken gewährte Barras die schnelle Annäherung seiner beiden Lieblinge.

Als am Schlusse des glänzenden Festes der junge General die reizende Frau zu ihrem Wagen geleitete, fiel der Veilchenstrauß von ihrer Brust zu seinen Füßen nieder.

Zwei Monate später nur, am 9. März 1796, wurde Josephine verwitwete Beauharnais mit dem General Napoleon Bonaparte auf dem Rathhause zu Paris ehelich verbunden.

Eine holdseligere glückstrahlendere Braut hatte vielleicht nie die Schwelle des alten Saales überschritten. Ihr Lächeln, wenn sie zu dem Manne ihrer glühendsten Liebe aufblickte, mahnte an den Frühling. Ihr einfaches Kleid war mit Veilchen gestickt, in der kleinen Hand trug sie einen Veilchenstrauß, dessen Duft Träume brachte von einem Glück ohne Ende. — Und Er? — Seine Augen hingen an ihr voll Stolz und leidenschaftlicher Zärtlichkeit — wie liebte er sie! — Konnte solche Liebe jemals enden?! Eine Ewigkeit dünkte ihm zu kurz für den Besitz Josephinens. — Aller Ruhm, alle Ehre, die seine große Seele zu erwerben sich sehnte, waren nur des Erwerbens werth um ihretwillen — eine Krone niederzulegen zu diesen Kinderfüßen erschien ihm noch eine arme Gabe.

Und mitten in diesen Gedanken und Empfindungen fühlte er die Hand seines jungen Weibes auf seinem Arme und hörte ihre süße Stimme sagen: „Laß mich fortan an diesem Tage immer Veilchen sehen — sie werden mir Glück bringen!“ —

Ob sie wol daran dachte, daß sie heute vor einem Jahre mit einem Veilchengruß den letzten Sonnenstrahl des Glücks in den Kerker des sterbenden Königskindes sandte? —

Napoleon Bonaparte vergaß diese Bitte nicht. Wo er auch weilen mochte — Josephine fand an ihrem Hochzeitstage einen frischen Veilchenstrauß an ihrem Betpulte. — Und das junge Weib des Generals empfing diesen Liebesgruß mit keinem größeren Entzücken, mit keiner leidenschaftlicheren Dankbarkeit, als später die Frau des ersten Consuls sie empfing und endlich — die Kaiserin. Die Veilchen waren und blieben es, die Josephinens glänzende Augen am Morgen des Festtages zuerst suchten, und kein Geschenk, so reich es auch sein mochte, fand Beachtung, ehe sie, mit den blauen Blumen in den Händen, für den gebetet, der ihres Lebens Sonne geworden war.

(Schluß folgt.)

Schreckenstage im Schneesturm der Andes.

Eine noch erhöhte todbringende Nacht der entfesselten Elemente, wie wir sie auf den Pässen unserer europäischen Hochalpen finden, herrscht auf den viel weniger cultivirten Uebergängen der Cordilleren. Eine ergreifend tragische Begebenheit, die sich auf jenem Terrain zwischen Mendoza und Uspallata zutrug, wollen wir hier dem neuen Chilereisenden Raht in gekürzter Fassung nach erzählen. Sie wurde ihm als verbürgtes persönliches Erlebnis mitgetheilt von einem Tropero, d. h. chilenischen Maulthiertreiber und Beförderer von Waarentransporten, die mit Hilfe von andern Untergebenen, die Peones heißen, über diese furchtbaren Berge geschafft werden. Der unglückliche Mann hatte einen Theil der Seinigen bei dem betreffenden Zuge eingebüßt:

„Es sind jetzt fünf Jahre,“ erzählte er, „als ich mit meinem schon betagten Vater, meinem Bruder und von zwei Peones begleitet, mich in Mendoza zur Reise über die Cordilleren anschickte. Wir hatten uns verpflichtet, eine Partie Yerba Mate trotz der späten Jahreszeit hinüber zu bringen. Mit unseren schwerbeladenen Maulthiere reisten wir am dritten April von Mendoza ab. Wir kamen nur langsam vorwärts, da wir die Kräfte der Maulthiere für die Bergwege aufsparen wollten. Erst nach drei Tagen kamen wir in Uspallata, einem kleinen argentinischen Grenzorte an. Das Wetter war bei unserer Ankunft in diesem Orte wie immer mild und ohne Anzeichen irgend eines Wechsels und blieb auch so bis zum achten desselben Monats, dem Tage unserer Abreise. Am zehnten erreichten wir schon „los Baños“, die nur wenig Meilen von dem höchsten Pässe der Andes entfernt sind. Wir beeilten uns jetzt etwas mehr, als wir dies bisher gethan und unseren schwerbeladenen Thieren zuträglich war, denn in der letzten Nacht hatten wir ein dumpfes Getöse wahrgenommen, welches uns fürchten machte, daß sich Lawinen gelöst hatten. Die Geier verschwanden vom Horizont und dicke Nebel wälzten sich an den Abgründen entlang. Alles waren Zeichen, daß ein Orkan im Anzuge war. Von Minute zu Minute vermehrten sich die Nebel, der Wind wurde immer schärfer, es mußte uns jetzt Alles daran liegen, so rasch wie möglich die nächste „Casucha“ (Schutzhütte) zu erreichen. Es fehlte uns noch eine halbe Legua, als wir plötzlich das dumpfe Donnern der Talca's hörten, welches aus dem Innern der Berge zu kommen schien. Immer lauter wurde dieser Donner. Wir bekreuzten uns und trieben unsere Maulthiere zu raschem Trabe an. Glücklicherweise erkannten wir schon die Casucha, hatten auch noch Zeit, unsere Maulthiere abzuladen, doch kaum damit zu Ende, brach das Unwetter los. Ein dichtes Schneegestöber hüllte uns ein und ließ uns keine Hand vor den Augen erkennen. Wir dankten unserm Schöpfer, hier geborgen zu sein! Der, welchen dieser tödtliche Nebel, der aus nichts als aus dem feinsten, dichtesten Schneegestöber besteht, in den Bergeinöden ohne Schutz trifft, ist rettungslos verloren. Sinkt er hin, so hüllt ihn bald der Schnee in ein dickes, undurchdringliches Leidentuch.

Trotz der Tageszeit umgab uns dichte Finsterniß. Zuweilen reinigten die furchtbaren Windstöße die Atmosphäre auf Augen-

blicke und ließen uns durch das enge Fenster die Gegenstände draußen erkennen; nichts aber sahen wir als eine weiße unebene Fläche; der Schnee lag ellenhoch, von unseren Maulthiere konnten wir nichts gewahren. Gegen Abend wurde das Wetter stiller, das Schneegestöber und der Wind hörten allmählig auf, der jetzt aber eintretende Frost war ein um so schlimmerer Feind. — Wir versuchten die Hütte zu verlassen, um uns nach der nächsten, den menschlichen Wohnungen näher belegenen zu begeben, aber unsere Anstrengungen in dieser Richtung wurden vereitelt. Der um die Casucha aufgethürmte Schnee war zu weich, um ein Auftreten zu erlauben; schon bei unseren Versuchen versanken wir nach wenigen Schritten und nur durch gegenseitige und angestrenzte Hilfe konnten wir die Hütte wieder gewinnen.

Die Nacht mit ihrer furchtbaren Kälte trat jetzt ein, wir nahmen mehre Schluck Branntwein — er gab uns nur wenig Wärme; trotzdem uns unsere Lage allen Appetit genommen, aßen wir von unseren geringen Vorräthen, und unsere Seele Gott empfehlend, versuchten wir zu schlafen. — Aber die Kälte war übergroß, trotz der harten Arbeit am Tage hielt sie uns wach; wir versuchten ein Feuer anzumachen, allein das wenige Stroh war rasch verbrannt und qualmte, daß uns Erstickung drohte; wir mußten den Versuch wieder aufgeben. Diese Mühe ermüdete und brachte uns endlich den gesuchten Schlaf. — Es mochte wol Mitternacht vorüber sein, als uns ein donnerndes Krachen weckte. Sollte uns die Lawine begraben haben? Schon glaubte ich, daß das Schlimmste geschehen sei, als plötzlich ein frisch hereinströmender Luftzug uns anzeigte, daß wir dieser Gefahr entronnen waren. Sich vom „lebendig begraben sein“ errettet zu wissen, gab auch dem Schwächsten, dem Verzagtesten unter uns neuen Muth. Vertrauensvoller blickten wir auf die nahe Zukunft, so verzweiflungsvoll auch immer unsere Lage blieb und dadurch die sich vermehrende Kälte von Minute zu Minute noch verschlimmert wurde. Wir waren zu aufgeregt, um wieder einschlafen zu können, sehnsuchtsvoll sahen wir dem Tage entgegen, der aber, als er kam, uns wenig Vortheil brachte. Die Thür der Hütte öffnend, sahen wir vor uns nichts, als die weite Schneedecke, — die niederen Abgründe waren verschwunden, — sie breitete sich über Höhen und Tiefen, nur die steileren Felsen waren unbedeckt.

Unser Versuch, den Schnee zu betreten, schlug wieder fehl. Wieder verging der Tag, ohne daß wir es wagen konnten, die Hütte zu verlassen; mit der immer zunehmenden Kälte kämpfend, versuchten wir noch mehre Male mit verschiedenen Gegenständen Feuer zu machen, aber immer vergebens. — In der Nacht begann wiederum der Schneesturm und dauerte den ganzen nächsten Tag, den dritten, den wir in dieser Leidenshütte zubrachten. Was wir in dieser Zeit gelitten, wer vermag es zu verstehen, der nicht ähnliche Qualen erduldet! Mein armer, schwächlicher Vater wurde jetzt von Minute zu Minute schwächer, und trotzdem wir ihn durch Reibung seines Körpers zu erwärmen suchten und alle uns zu Gebote stehenden Mittel aufwandten, um ihn zu stärken, blieben leider unsere Bemühungen vergebens. Wir konnten ihm seine Kraft nicht wiedergeben. — Auch unsere Lebensmittel gingen schon zu Ende. — Wohin wir sahen,

sahen wir nur Tod und Verderben, Hunger, Kälte und die Lawinen.

Zimmer unerträglicher wurde die Kälte. In dumpfer Betäubung zu einem dichten Knäuel um den Gletscher zusammengedrängt, um diesen und uns gegenseitig zu erwärmen, sahen wir in der Hütte, — hoffnungslos! Der vierte Morgen brach an. Des Gletschers bleiches Angesicht, seine gläsernen Augen, die sich krampfhaft öffneten und schlossen, machten uns unruhig. Wir vergaßen auf Augenblicke unsere eigene Lage, um unserm Vater zu helfen. Aber es war vergebens! Die körperlichen und geistigen Strapazen hatten ihn aufgerieben; um fünf Uhr Morgens gab er seinen Geist auf. — Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich unserer, in den matten Blicken, dem schrecklichen Aussehen der Anderen las jeder Einzelne sein eigenes Schicksal. Alle fühlten die Nähe des Todes. — Wir legten den Leichnam jetzt außerhalb der Hütte auf den Schnee; rasch hatte das dicke Schneegestöber eine Leichendecke über ihn ausgebreitet; — das erste der Opfer war gefallen.

Der Sturm wüthete jetzt mit abwechselnder Heftigkeit. O der zahllosen Qualen, die wir während der nächsten vier Tage erlitten!

Auch mein Bruder und der eine der Peonen starben schon in der sechsten Nacht und folgten dem Vater in das eisige Grab; es waren Beide junge Männer von 16 bis 18 Jahren. Fast beneidete ich sie, wie sie endlich ausgelitten hatten und zur ewigen Ruhe eingegangen waren. Eine schaurige Nacht war es, tiefe Finsterniß umgab uns in der engen Casucha, draußen donnerten die Lawinen und heulte der Sturm mit immer erneuter Heftigkeit. Aber noch mehr als vor diesen graufigen Stimmen der Natur bebte mein Herz vor den leisen, kaum vernehmbaren Klagen meines sterbenden Bruders. Eng hielten wir uns umschlungen, sein Haupt ruhte an meiner Brust. Endlich noch ein tiefer Seufzer, — ein leichter Krampf, und ich hielt eine Leiche in meinen Armen. — Welche schreckliche Stunde! Auch der andere Peon, fast noch ein Knabe, hauchte in derselben Stunde seine letzten Seufzer aus. Auch sie deckte bald die weiße Schneedecke.

Meine starke Constitution, sowie die meines übrig gebliebenen Gefährten trogten noch immer den Einwirkungen der furchtbaren Kälte und des Hungers. Wir Beide waren starke Männer und standen in dem kräftigsten Alter, wir mochten uns in den mittleren 30 Jahren befinden. — Es war der neunte Tag unseres Aufenthaltes in den Cordilleren. — Die Schrednisse, die uns umgaben, ließen uns wol hundert Mal den Tod wünschen, dennoch, als sich unsere Schwäche zusehends vermehrte, erfüllte uns ein tiefer Schrecken, und mit aller Zähigkeit der Verzweiflung stemmten wir uns gegen das Verderben.

Schon lange hatten wir keine Nahrungsmittel mehr; wir nährten uns von dem halbverbrannten Lederzeug der Aparejos und unsern Durst stillte der Schnee. Endlich, am neunten Morgen hörte der Sturm auf. Der starke Frost hatte jetzt die Schneedecke fest genug gemacht, um unsern Körper zu tragen. Doch war er nur schwach, denn wie konnten wir hoffen, Uspallata zu erreichen!

Trotzdem verließen wir mit einer nicht zu beschreibenden

Freude die Hütte. Schon nach wenigen Schritten mußten wir uns wechselseitig stützen, um unserer Schwäche soweit Herr zu werden, daß wir gehen konnten. Die hohen Schneemassen und Abgründe, die umgangen werden mußten, boten uns viele Schwierigkeiten, aber der Tod, der uns aus hundert Gefahren entgegenstarrte, gab uns den Muth der Verzweiflung.

Am Mittag erreichten wir die nächste Casucha, aber nur kurze Rast gönnten wir uns, setzten unsern Weg fort und am Abend erreichten wir wiederum die nächste Hütte, zum Tod ermattet.

Aber rasch verschwand unsere Müdigkeit. Wer beschreibt unsere Freude, als wir die Ueberreste eines Feuers und einige Holzkohlen fanden; einige auf dem Boden liegende und wahrscheinlich als schlecht weggeworfene Schwären brachten uns vollends außer uns. Wer würde in einer solchen Lage die Güte des Allmächtigen verkennen? Mit Thränen dankten wir ihm und wärmten uns und aßen.

Trotz dem Fieber, welches in meinen Adern tobte, verließen wir noch vor Tagesanbruch die Hütte. Kaum dämmerte es, als wir Spuren von Fußtapfen mehrerer Leute sahen, die sich auf unserem Wege hinzogen. Es mußten diese den Leuten angehören, deren Feuer in der Casucha uns so wohlthätig geworden war. Schon nicht mehr mit dem Muth der Verzweiflung, sondern dem der Hoffnung verfolgten wir unsern Weg, die Fußtapfen gingen auf demselben entlang; — schon nach ein paar Stunden erreichten wir die nächste Casucha in der Nähe der Punta de las Vacas. Nur noch wenige Quadras entfernt, lag sie vor uns. Sollten wir unsern Augen trauen? Rauch stieg aus derselben auf! Die Freude machte mich sprachlos. Noch zwanzig Leguas voll Schnee und Eis zwischen den nächsten menschlichen Wohnungen und uns, ohne Lebensmittel, ohne Feuerung, wie durften wir hoffen, sie zu erreichen? Aber Gott hatte Erbarmen. —

Die Freude hatte uns schwach wie Kinder gemacht; kriechend näherten wir uns der Casucha, — wir wollten rufen, aber kein Laut entfloß unsern Lippen. So nahe der Rettung schwand unsere überspannte Kraft. — Ein Nebel umfing meine Augen und ohne Besinnung fiel ich auf den Schnee nieder. —

Wieder zum Bewußtsein gekommen, befand ich mich in der Casucha, mehre Leute waren beschäftigt, mir mit Branntwein die Schläfe zu reiben, ebenso meinem Gefährten, der mir zur Seite auf dem Boden lag. Wir erholten uns bald unter den vereinten Bemühungen unserer Retter. Es waren Peones aus Uspallata, die einige Thiere aussuchten, welche sich bei dem letzten Sturm in den Bergen verirrt hatten. Mit einem guten Vorrath von Holzkohlen und von Kopf bis zu Füßen in Schaffelle gehüllt, hatten sie dieses Wagniß unternommen.

Mein Gefährte befand sich scheinbar wohl und schien zur Weiterreise bereit, doch mein Zustand hatte sich verschlimmert. Ein heftiges Fieber kam zum Ausbruch und wir mußten daher suchen, so schnell wie möglich nach Uspallata zu kommen. Man hüllte mich in Schaffelle, die unsere Retter ihrem eigenen Körper entzogen, — und da meine Füße mir den Dienst versagten, schleppten sie mich abwechselnd oder schleiften mich auf ebenen Stellen auf einer harten Ochsenhaut.

Erst nach zwei Tagen erreichten wir Uspallata, wo die Pflege der Einwohner mich bald wieder herstellte. Mein Gefährte kam nicht so gut davon: anfänglich stärker, unterlag sein eiserner Körper doch den übermäßigen Anstrengungen. Eine langwierige Krankheit war die Folge, von der er nur als blinder Mann genas. Seine schwächeren Augen hatten den langen Anblick des Schnee's nicht ertragen können."

Er schwieg; eine Thräne, dem Andenken seines unglücklichen Vaters und Bruders geweiht, bezeugte, daß jene Wunde nicht verschmerzt sei. —

Der Wirth des Reisenden erzählte demselben später, daß jener Unglückliche, der sein Augenlicht bei der traurigen Begebenheit verloren hatte, noch von dem alten Arriero ernährt werde. —

β.

Wilhelm I.

König von Preußen.

(Mit Stahlstich.)

Die preußische Geschichte fällt seit den Tagen des großen Kurfürsten die stolze Blätter in den deutschen Annalen aus; von kleinen Anfängen ausgehend, wuchs Preußen durch die kernhafte Tüchtigkeit seiner Fürsten und seines Volkes zu der achtunggebietenden, ja dominirenden Stellung einer europäischen Großmacht empor. Wilhelm I. war es vorbehalten, noch am späten Abend seines Lebens, am Tage von Königgrätz der Welt zu zeigen, daß er der große Sohn großer Ahnen ist und daß der altpreußische Geist von Fehrbellin und Jorndorf noch heute in ungeschwächter Kraft in den siegreichen Colonnen des preußischen Heeres sich ewig neu verjüngend fortlebt.

Am 22. März 1807 war es, wo Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig an seinem Geburtstage, das erste Lebensjahr antretend, seine militärische Laufbahn als Fähndrich des ersten Garderegiments begann. Seine ersten Sporen verdiente er sich in den Befreiungskriegen, in denen er als junger Offizier, bis zum Major avancirend, seltene Unerfrockenheit zeigte. Er bethätigte sich bei jeder Gelegenheit als so tüchtiger Soldat, daß ihn sein königlicher Vater Friedrich Wilhelm III. bereits im Jahre 1825 zum Generalleutnant erhob und ihm die Führung eines ganzen Armeecorps anvertraute. Der 11. Juni 1829, an dem er sich mit Prinzessin Marie Luise Augusta (geb. 30. September 1811) von Sachsen-Weimar vermählte, begründete sein häusliches Glück.

Nach dem am 7. Juni 1840 erfolgten Ableben des Königs, seines Vaters, erhielt Prinz Wilhelm, als der dem Throne Nächste, den Titel Prinz von Preußen, und den militärischen Rang eines Generals der Infanterie. Die Stürme der Revolutionsjahre 1848 und 1849 übten auch auf den Prinzen von Preußen ihren bestimmenden Einfluß. Von einer unheilvollen Partei verleumdet, verließ er 1848 einige Zeit, in England weilend, das Vaterland, und 1849 fiel ihm die Rolle zu, die Empörung in Baden zu bekämpfen. Unter seinem Befehl überschritten die preußischen Truppen am 20. Juni den Rhein bei Germersheim und schlugen die Aufständischen am 21. bei Waghäusel, am 23. bei Ubstadt und am 24. bei Neustadt und Bruchsal. Nach der Erstürmung

von Durlach am 25. hielt der Prinz von Preußen seinen Einzug in Karlsruhe, und stellte so in Baden gesetzliche Ordnung und Ruhe wieder her.

In den nächsten Jahren beschränkte sich der Prinz, zum Generalobersten der Infanterie avancirt, streng auf seinen militärischen Wirkungskreis, doch schon im October 1857, wo sein Bruder König Friedrich Wilhelm IV. schwer erkrankte, rief ihn Gottes Fügung zur obersten Leitung der Staatsgeschäfte, die er einstweilen nur in Stellvertretung, am 7. October 1858 aber als Regent übernahm. Als solcher bildete er ein neues Ministerium und sammelte einen großen Theil der deutschen Fürsten vom 14—16. Juni in Baden-Baden um sich, und empfing daselbst auch den Besuch des Kaisers Napoleon III. — Der 2. Januar 1861 erlöste endlich Friedrich Wilhelm IV. von seinen langjährigen Leiden, und der Prinz-Regent bestieg als König Wilhelm I. von Preußen den Thron seiner Väter.

Wie viel Wichtiges und Großes drängt sich in der kurzen Zeit von Januar 1861 bis zum August 1866 für Preußens Geschichte unter König Wilhelm I. zusammen! Der siegreiche Feldzug im Bunde mit Oesterreich gegen Dänemark, der Schleswig-Holstein endlich deutsch machte, die innern Verfassungskämpfe und der für Preußen so glorreich beendete Krieg gegen Oesterreich und den deutschen Bund, der Preußen durch die Besignahme von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. um nahezu an 1300 Quadrat-Meilen vergrößerte.

Der 29. Juni, wo König Wilhelm, umjubelt von seinem Volk in Waffen, auf dem böhmischen Kriegsschauplatz anlangte; der 3. Juli, wo der Heldenkönig bei Königgrätz an der Spitze seiner Armee siegte; der 26. Juli, wo die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Nicolsburg stattfand, sind Tage in dem Leben König Wilhelms I., welche die Geschichte mit flammender Schrift auf ihre ewigen Tafeln getragen, das Herz des Königs und seines Volkes aber in unvergänglicher Liebe und Treue für immer vereinten! —

Blicke in die Runde.

Literatur. Toiletten-Chemie. Von Dr. Heinrich Hirzel, Professor an der Universität Leipzig. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 85 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1866. Wol auf wenigen Gebieten machen sich Charlatanerie und Marktschreierei, und noch dazu meist in äußerst schädlicher Weise, so geltend, als auf denen, welche die Pflege unseres Körpers im Auge haben. Die Mittel und Recepte, welche legionenweise zu Tage befördert werden, sind im günstigsten Falle unschädlich — aber auch wirkungslos. Es war daher doppelt dankenswerth, daß sich ein Mann der Wissenschaft, wie Professor Dr. Heinrich Hirzel, entschloß, in seiner „Toiletten-Chemie“ ein vollständiges Lehrbuch der Parfumerie zu schreiben. Hatte schon die erste Auflage sich schnell des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen, so wird sich denselben die vor Kurzem veröffentlichte zweite, in welcher manche Abschnitte vollständig

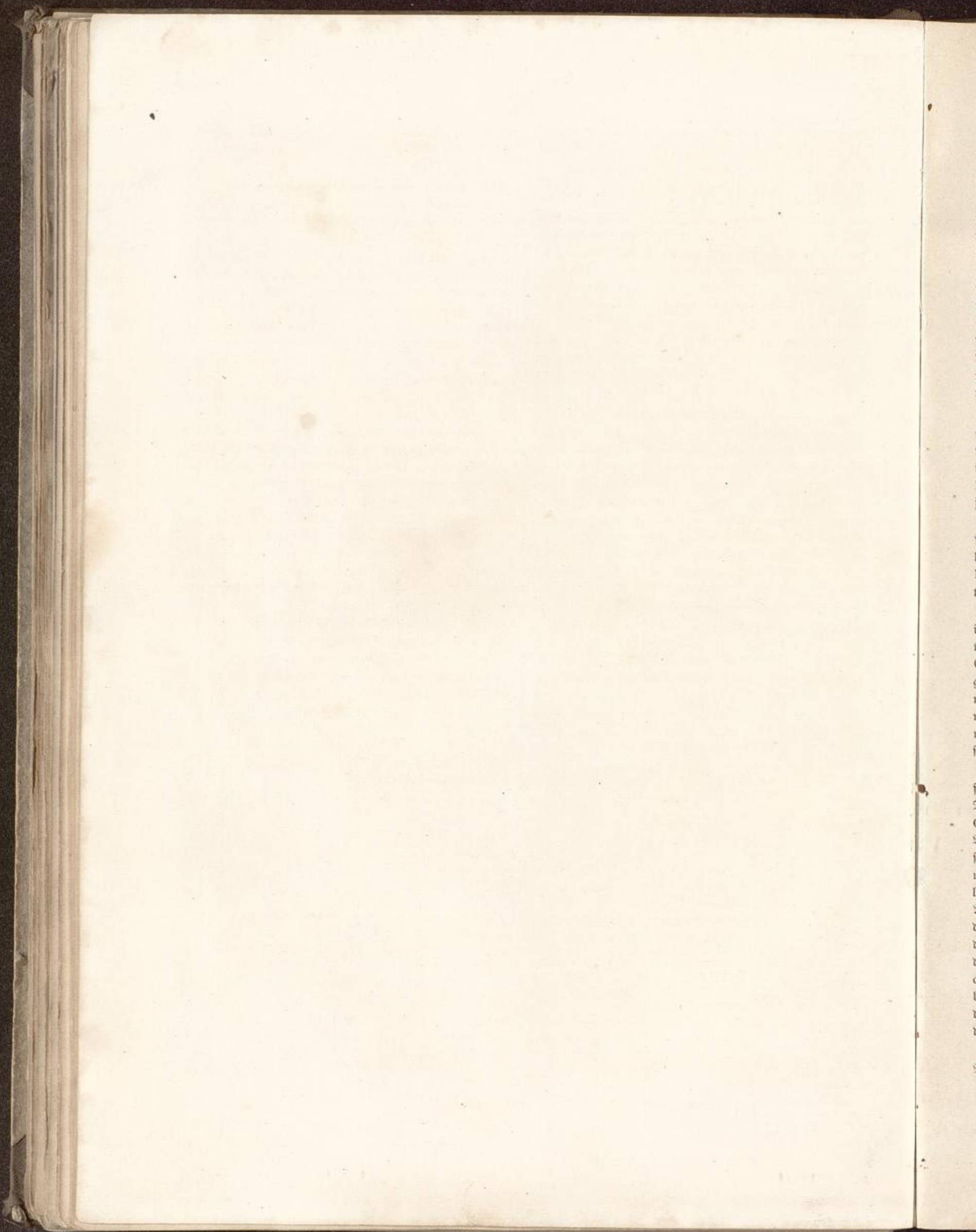


Mohr'scher Photographie

Stich v. Dreut & Wiger Leipzig

Prignitz

Verlag der Dorotheen Buchh.



umgearbeitet sind, in noch weit höherem Grade erringen, je mehr das Werk Girzel's durchaus nicht ein bloßes Receptbuch ist, sondern die Parfumerie zugleich in ihren Beziehungen zur Wissenschaft und Kunst behandelt. Die Frauenwelt vorzüglich wird es dem Herrn Verfasser Dank wissen, daß er ihr einen so unentbehrlichen Rathgeber für ihren Toilettentisch geschaffen. Nach einer trefflichen geschichtlichen Einleitung über die Parfumerie, der Darlegung der Riechstoffe in den Pflanzen, der Methoden zur Abscheidung der Riechstoffe und der Extraction der Wohlgerüche aus den Blüthen, geht er zu den wichtigsten Riechstoffen aus dem Pflanzenreiche und den animalischen Riechstoffen über. Der diesen Abschnitten folgende Reichthum von Parfumerie-Recepten ist erstaunlich; ihm reihen sich die Herstellung der Seifen, Hautpomaden, Kalten Crèmes, Haaröle, Haarfärbemittel, Toilettenpulver, Schminken, Zahnpulver, Zahntincturen und Haarwaschwässer in umfassendster Weise an.

Magister Timotheus. Novelle von Wilhelm Jensen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1866. Diese neueste literarische Gabe von Wilhelm Jensen umfaßt zwar nur 66 Seiten, ist aber von so poetischem Gehalt und in so lebendig frischem Tone geschrieben, daß sie trotz der Einfachheit ihrer Fabel jedem ihrer Leser einen bleibenden Eindruck zurücklassen wird.

Der Gemeinderath von Wien hat die Gründung eines Pädagogiums beschlossen. Dasselbe soll tüchtige Lehrer für höhere Bürgerschulen heranbilden, und im Gegensatz zu der Universität Wien durchaus keinen confessionellen Charakter tragen.

Trübners „American und Oriental Literary Record“ enthält in seiner letzten Monatsnummer, außer besonderen Rubriken über peruanische, mexikanische und yucatinische, auch eine über Eskimo-Literatur, d. h. über in Grönland in der Eskimo-Sprache geschriebene und gedruckte Bücher. Es sind Missionsunternehmungen, zumeist biblische Uebersetzungen, aber auch ein gemeinnütziges Journal mit Holzschnitten, von Eskimos gezeichnet und ausgeführt. * Die Sprache besteht, den Buchtiteln nach zu schließen, aus sehr langen Wörtern.

Eine der größten bibliographischen Merkwürdigkeiten befindet sich in der Sammlung des Fürsten de Signe in Frankreich. Das Buch führt den Titel: Liber Passionis Nostri Jesu Christi cum characteribus nulla materia compositis. Das Buch ist weder geschrieben noch gedruckt, vielmehr sind alle Buchstaben in demselben aus dem feinsten Pergament ausgeschnitten und auf blauem Papier aufgeklebt, und der Text liest sich so leicht, wie der beste Druck. Die Geduld bei Ausführung dieser Arbeit muß außerordentlich gewesen sein, besonders wenn man die Präcision und Kleinheit der Buchstaben in Betracht zieht, deren vollendete Schönheit wahrhaft bewundernswerth ist. Der deutsche Kaiser Rudolph II. bot im Jahre 1640 11,000 Ducaten, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Als besonders merkwürdig für dieses Unicum wird hervorgehoben, daß es das englische Wappen trägt, obwohl nie bekannt geworden, daß es von England stammt oder auch nur dort war.

Der Comité der „Alliance Israélite“ in Paris, deren Präsident Crémieux ist, hat einen jährlichen Preis von 200

Franken für die beste Leitung auf dem Gebiete der hebräischen Literatur ausgesetzt. Der erste, der den Preis erhalten, ist Dr. Latteris in Wien.

Lady Harriett Sinclair, Tochter des Grafen von Roslyn, hat ein Kochbuch: „Dainty Dishes“ (Schmackhafte Gerichte) geschrieben, welches nach dem Urtheil der „Ball-Mall-Gazette“ ein in jeder Hinsicht treffliches sein soll.

Theater und Musik. Auf dem k. Hoftheater zu Dresden erwarb sich das neue, einactige Lustspiel „Platen in Venedig“ von Auguste Cornelius wohlverdienten Beifall. Fr. Ulrich und die Herren Dettmer, v. Strang und Jauner spielten ganz vorzüglich. In der Oper zeichnete sich Frau Blume als „Elisabeth“ im „Tanhäuser“ aus.

In London macht gegenwärtig, wie wir schon neulich kurz mittheilten, ein blindes musikalisches Wunderkind, der Regentknaube Tom, außerordentliches Aufsehen. Englische Blätter theilen über diese allerdings merkwürdige Erscheinung folgende Einzelheiten mit: Der Knabe besitzt das specielle Gedächtniß für Töne, und dazu noch ein ganz phänomenales. Der blinde Tom ist blödsinnig, ganz unempfänglich für jeden anderen Eindruck, als den der Tonschwingung; aber diesen Eindruck bekundet er auf eine unerklärliche Weise, die zugleich beweist, daß er un-musikalisch ist. Er spielt mit der rechten Hand eine Melodie, mit der linken die Begleitung einer anderen Melodie und zur selben Zeit singt er eine dritte Melodie, und zwar in einer dritten Tonart; es ist ohrzerreißend, aber es ist unglaublich, auf's Höchste wunderbar. Auch hat man ihm das Alphabet beigebracht, indem man die einzelnen Töne damit verband — zuerst die zusammentreffenden Benennungen a, b, c, d, e, f, g, h u. s. w., dann die anderen durch Wiederholungen der Töne, z. B. drei ggg = k. Ebenso Erstaunliches leistet der arme Blinde, wenn er eine Melodie vorspielt, die er zum ersten Male spielt. Seine ganze Physiognomie verändert sich, doch zeigt sie nichts Bergeistertes, sondern nur besondere nervöse Erregung bei den stärker klingenden Tönen. Der beklagenswerthe Knabe wird leider von einem Menschen ausgebeutet, der wie ein Bärenführer ihn umherschleppt und den Tausenden zeigt, die sich an diesem traurigen Lustspiele ergötzen.

Von A. Wolff, dem Regisseur des Hoftheaters zu Mannheim, ist die Festrede in Druck erschienen, welche er bei der Enthüllung des Dalberg-Monumentes gehalten hat. Sie entrollt in würdiger Weise ein Bild der theatralischen Wirksamkeit Dalberg's und charakterisirt zugleich ganz trefflich die damaligen Mitglieder des manheimer Theaters.

Der Mozarteum-Capellmeister Hans Schlager zu Salzburg hat eine neue Oper „Heinrich und Ise“ geschrieben, von der neulich einige Acte in Salzburg concertmäßig aufgeführt wurden. Gräfin Gatterburg sang die Partie der Ise.

Frau Lucca trat in der k. Oper zu Berlin nach ihrem Urlaube, von dem überfüllten Hause stürmisch begrüßt, zum ersten Male als „Selica“ wieder auf. Für die erkrankte Frau Harriers-Wippern sang Fr. Börner die „Ines“. Niemand ist engagirt worden, und so besitzt die k. Oper die beiden ersten deutschen Tenöre: Niemann und Wachtel. Fr. Orgeni ist aus der Zahl

der I. Sängern geschieden; die junge Künstlerin ist für einen größern Gastrollen-Cyclus an der k. k. Oper zu Wien engagirt worden.

Frl. Helene Weinberger, früher längere Zeit am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin, hat einen Ruf an das kaiserliche Hofburgtheater zu Wien erhalten.

Friedrich Bedmann, einer der besten deutschen Schauspieler (geb. zu Breslau 1803), die jahrelange Stierde des wieners Hofburgtheaters, ist nach langen Leiden gestorben.

Leon Galévy in Paris hat Werners Schauspiel „Martin Luther“ in's Französische übersezt; da jedoch keine pariser Bühne es aufführen wollte, erscheint es im Buchhandel.

Frau Marie Kierschner hat sich mit Herrn Theodor Liebtke vermählt.

Baron Rothschild in Paris hat ein Lustspiel „Baron und Financier“ geschrieben und es auf seinem Schlosse zu Ferrières aufführen lassen.

In Kopenhagen ist ein Conservatorium für Musik unter Leitung von Niels Gade gegründet worden.

Bildende Künste. Die Versteigerung der gräflich von Schönbornschen Galerie zu München wird im nächsten Frühjahr stattfinden; der französische und deutsche Katalog wird schon in nächster Zeit ausgegeben werden.

Während der jüngsten Zeit, als Wien von feindlicher Invasion bedroht war, wurden dem österreichischen Vereine von Privaten Kunstschätze im Werthe von über 200,000 Gulden zur Aufbewahrung anvertraut. Ein Theil dieser Kunstwerke soll zur öffentlichen Ausstellung gebracht werden.

Der österreichische Kunstverein hat während der 16 Jahre seines Bestehens 15,223 Kunstwerke ausgestellt und im Ganzen, bis zum Schlusse seines 16. Ausstellungsjahres productiven Künstlern die Summe von 672,763 Gulden zugewendet.

Die Restaurations-Arbeiten an dem herzoglichen Schlosse zu Braunschweig sind bereits soweit vorgerückt, daß der rechte Flügel im Neupern schon in den nächsten Wochen wieder vollendet sein wird. Auch die Arbeiten an der neu herzustellenden Quadriga schreiten in erfreulicher Weise vor. In zwei Jahren schon wird Professor Hovaldt das schöne Kunstwerk wieder vollendet haben. ☞

Die Gruppe „Hermann und Dorothea“, von Professor Steinhäuser in weißem Marmor meisterhaft ausgeführt, ist im großherzoglichen Schloßgarten zu Karlsruhe auf einem Luffsteinberge in der Nähe der Orangerie aufgestellt worden.

Ein Standbild des französischen Volksdichters Béranger soll zu Paris in dem alten Wohnhause des Sängers, in der Béranger-Straße (im Navais) gelegen, zur Aufstellung kommen. Das Gebäude hat auch sonst noch interessante Erinnerungen; es war einst die Wohnung der schönen Gabriele d'Estrees.

Professor Emanuel Leuze in Neu-York hat ein neues Bild vollendet, das „Maria Stuart, nach ihrer Rückkehr nach Schottland die erste Messe hörend“, darstellt und das letzte große Gemälde des Meisters, „Die Einnahme der Alhambra“, in jeder Beziehung übertreffen soll.

Die reiche Sammlung von Radirungen und Kupferstichen aus dem Nachlasse des französischen Legationsrathes E. Rouz wird von Herrn N. Weigel in Leipzig am 1. October und den folgenden Tagen daselbst zur Versteigerung gebracht werden.

Dr. D. L.—I.

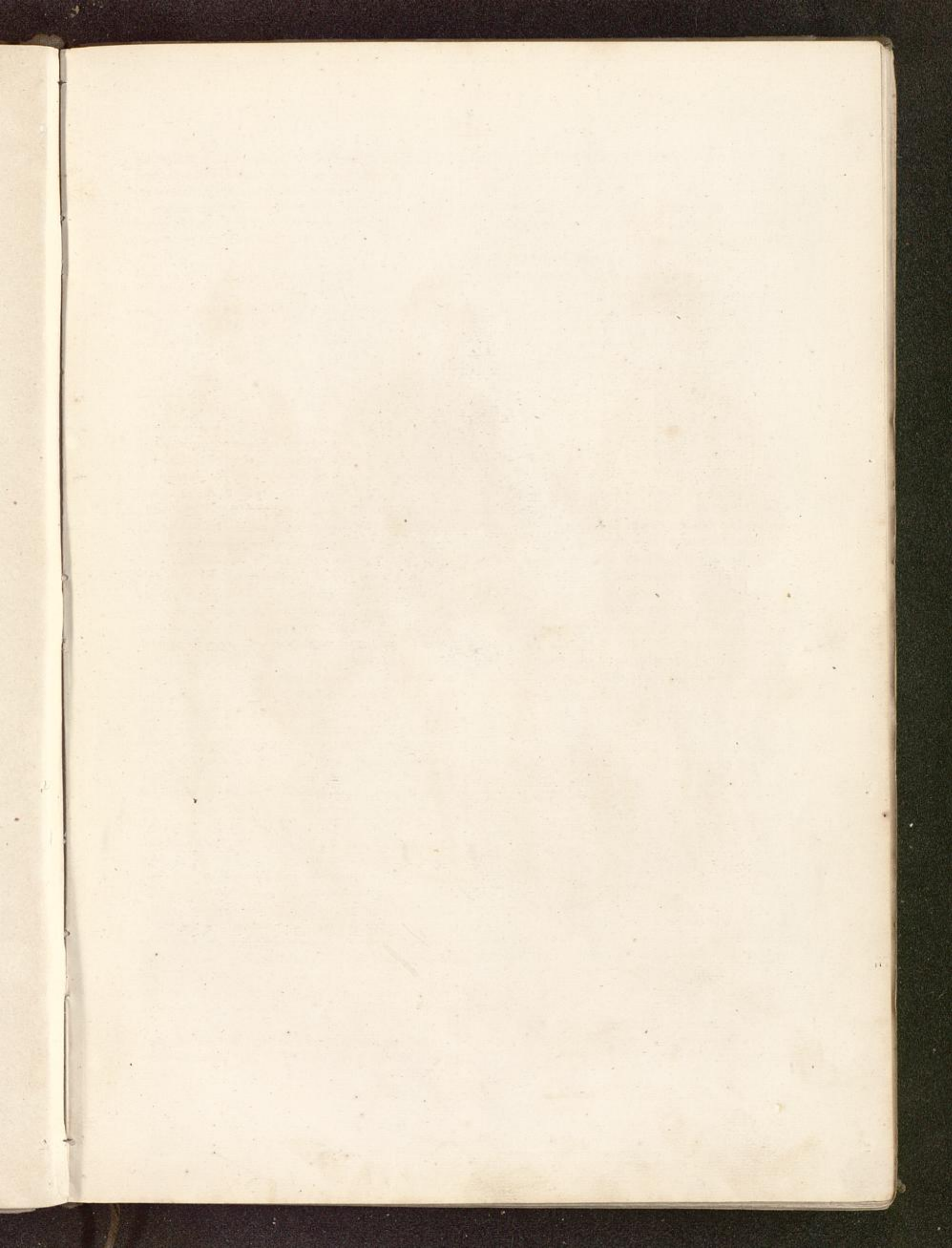
Modenbericht.

— Die angenehmsten und von der Mode am meisten begünstigten Stoffe sind neben den Seidenstoffen der Mohair, Alpaca und Poil de Chèvre, unter denen die grauen Nuancen wiederum die bevorzugtesten sind, welche stets fein und elegant sowie zugleich auch practisch bleiben. Für die gegenwärtige Saison sieht man sehr viele solche graue Kleider, die zu allen möglichen Gelegenheiten getragen werden können, namentlich wenn sie zierlich und der Mode entsprechend arrangirt sind, wozu auch hauptsächlich ein eleganter, harmonisch absteckender Unterrock gehört. Wir sahen ein staubgraues Poil de Chèvre-Kleid über einem violettseidenen Unterrock, welcher blos mit fünf Reihen eines schmalen weißen Seidengalons mit schwarzen Atlaspuncten besetzt war. Das Kleid war lang geschnitten und zum Heraufziehen eingerichtet; der Rock desselben zu beiden Seiten des Vorderblattes mit drei Reihen zadenförmig aufgenähter violetter Taffelstreifen verziert, in deren Mitte jedesmal der schwarz und weiße Galon angebracht war. Der anschließende Paletot war mit eben solchen violetten Zaden und die Schultern mit violetten, spitz zulaufenden Epauletten versehen, an denen natürlich der schwarz-weiße Galon nicht fehlen durfte. Die Taille wurde von einer violetten Empire-Schärpe umgeben, deren Enden hinten auf den Rock herabsielen.

Für junge Mädchen hat man viel lichtgraue Alpacakleider mit kirchrothen oder blauen Puncten, deren Röcke und Paletots blos mit einer schmalen Borte und einer daran gesetzten kleinen Franse benäht sind, welche spitze, runde oder viereckige Zaden beschreiben; hierbei ist es Styl, daß Borte und Franse von verschiedener Farbe sein müssen, so daß zum Beispiel eine schwarze Borte mit weißer oder rother Franse, oder eine blaue Borte mit schwarzer Franse besetzt ist.

Die Ballkleider aus weißem Organzi-Musselin pußt man jetzt in ganz neuer Art einzig und allein mit sehr schmalen weißen Tüllruchen aus, was einen unnachahmlich reizenden, leichten Anblick gewährt. Man wählt dazu durchaus nicht den feinsten Tüll, da man sehr viel davon bedarf — etwa 200 Ellen zu einem Kleide — aber je schmaler die Ruchen sind, desto frischer und schöner sieht der Auspuß aus. Die Taillen sind viereckig ausgeschnitten und mit einer Art Berten versehen, die über und über mit solchen Tüllruchen bedeckt sind; der Rock wird mit mehreren Reihen großer Zaden aus solchen Ruchen benäht, und die Schärpe aus weißem Grosgrain mit Rosenbouquets oder Guirlanden aus wilden Blumen verziert, die natürlich dem Kopfpuße der Dame entsprechen müssen. Diese Art der Toilette ist zugleich das Anspruchsloseste, Einfachste und Geschmackvollste, was man sehen kann.

Unseren jugendlichen Leserinnen wollen wir auch mittheilen, daß man für den Herbst und Winter ganz allerliebste Toilette





Allgemeine Moden-Zeitung
Leipzig.

Hütchen oder Toquets aus schwarzem, lichtgrauem und weißem Filz vorbereitet, die rings mit einem schmalen Kranz von kleinen gekräuselten Federn eingefast sind; um dieser etwas männlichen Kopfbedeckung ein zarteres Aussehen zu verleihen, fügt man noch eine halboffene Rose, eine Aster, ein Stiefmütterchenbouquet oder ein Büschel rothe Beeren hinzu, welche man an der linken Seite befestigt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir zugleich erwähnen, daß die Asters, Chrysanthemen und Tausendschöns für den Augenblick die modernsten Blumen zur Zierde der Hüte bilden.

Noch eine Neuigkeit zur Vervollständigung der eleganten Herbsttoiletten sind die weiten Paletots aus weißem oder schwarzem Kaschmir, welche mit einem Besatz von indischer Kaschmirborte verziert und mit Seide gefüttert sind, deren Farbe gewöhnlich der Hauptfarbe der Kaschmirborte entspricht. Die ähnlich garnirten Ärmel sind ziemlich eng, und diese Art von Paletot ist um so angenehmer, da er bei aller Eleganz doch zu jedem Anzuge paßt.

Modenblatt No. 47.

(Herren-Moden No. 4.)

1) Reitanzug. Jockeymütze aus schwarzem Sammet mit rundem Kopf und sehr schmalen Schild. Halbanschießende Dorjay-Jaquette aus dichtem Herbststoff mit kurzem Shawlkragen; das Jaquette ist aus dem Ganzen geschnitten und die Schöße gehen vorn auseinander und sind abgerundet. Es schließt mit vier Knöpfen, ist an beiden Seiten mit großen Brusttaschen und außerdem unten vorn am Schoß mit Seitentaschen versehen. Die Weste mit kleinem Shawlkragen sowie die enganschließenden Beinkleider bestehen aus feingestreiftem Stoff. Die Stiefeln sind aus lackirtem Leder und reichen bis ziemlich an die Knie. Das breitfaltige Oberhemd hat einen aufrechtstehenden Kragen, um den sich eine schmale Cravatte schlingt.

2) Jagdanzug. Runder Filzhut mit schmaler Krempe. Dichtanschließendes Jaquette mit ziemlich breitem, eckigen Kragen aus demselben Stoff. Es ist bloß mit einer kleinen Brusttasche versehen und bis dicht an den Hals zugeknöpft, so daß man nur wenig von der Shawlcravatte und dem aufrechtstehenden Hemdkragen bemerkt. Die Taille umgibt ein Ledergürtel, an der vorn die Tasche zum Schießbedarf befestigt ist. Die weiten Beinkleider aus gemustertem Stoff sind bloß bis über das Knie sichtbar, wo sich die enganliegenden Tuchgamaschen daran schließen.

3) Jagdanzug. Runder genähter Tuchhut. Saß-Jaquette mit Shawlkragen, Brust- und Seitentaschen. Hohe Weste ohne Kragen und halbweite Beinkleider aus geflammtem Stoff, die vom Knie ab durch die hohen Stiefeln bedeckt werden. Oberhemd mit hohem Kragen und Shawlcravatte.

Fenilleton.

Eine Schauer Geschichte. Folgende wahre Geschichte verdiente wol einen Platz in den Geheimnissen von Paris, wenn das Ende nicht wäre, das sie uns wieder um so lieber macht.

Der Vicar an der Kirche Saint-Sulpice in Paris war einer der ehrwürdigsten Geistlichen, die man sehen kann; er war gut-herzig bis zur Schwäche, vertrauensvoll bis zur Naivetät, dazu aufopfernd und wohlthätig wie der weise Myriel Bienvenu, den Victor Hugo in seinen „Armen und Elenden“ schildert. Er fragte nichts nach allen Gütern dieser Welt, ausgenommen eine alte Taschenuhr, ein Familienerbstück, eine sehr große, schwere und unbequeme goldne Uhr, die jedoch alle Bréguet'schen Chronometer durch ihre Regelmäßigkeit beschämte. Die Genauigkeit dieser Uhr war im ganzen Stadtviertel sprichwörtlich geworden, alle Welt kannte sie und es hieß überall: „Pünktlich wie die Uhr des Herrn Vicars.“

Diese Uhr und die Vorliebe dafür war wol die einzige Leidenschaft, die einzige Schwäche des guten Vicars; er hätte Alles für seine Mitmenschen hingegeben, nur seine Uhr nicht, an der er nicht bloß mit der Liebe des Greises für ein theures Andenken, sondern auch mit der Freude des Kindes an einem Spielzeuge hing.

Eines Abends, es war eine finstre, eiskalte, neblige Winter- nacht, erschien ein ärmlich gekleideter Mann in dem Pfarrhause und fragte nach dem Herrn Vicar S.

— Es handelt sich darum, die Beichte einer Sterbenden zu empfangen, sagte er.

— Ich folge Ihnen, erwiderte der fromme Priester ohne Zögern.

Der Mann schritt voraus; er hatte ein unheimliches Gesicht, mit den scharf ausgeprägten Zügen des Südländers, kleine durchbohrende Augen, einen schwarzen, wirren Bart und in der Hand hielt er einen dicken, mit Eisen beschlagenen Stoß. Hinter ihm drein ging der Geistliche schweigend, ruhig und ohne jeglichen Argwohn. So durchschritten sie die Rue de Vaugirard, die Rue de Rennes, sowie noch mehre Straßen und gelangten endlich in das Labyrinth schlecht erleuchteter und übel berückter Gassen, die sich in der Nachbarschaft des Kirchhofes Montparnasse befinden.

Dreiviertel Stunden waren beide Männer schweigend vorwärts gegangen, aber nun machte der Priester ganz verwundert seinem Führer bemerklich, daß sie längst die Grenzen seiner Pfarochie überschritten hätten.

— Was schadet das? antwortet der Mann rauh.

Der Vicar schwieg wieder und man ging weiter. Endlich gelangt man an einen weiten öden Platz und der Geistliche fragt nochmals: — Aber wohin gehen wir denn eigentlich?

— Gleich werden wir an Ort und Stelle sein!

Da liegen fünf bis sechs elende, baufällige Hütten vor ihnen, so fern von jeder anderen menschlichen Wohnung, daß kein Hilferuf vernommen werden könnte, selbst wenn der Nordwind weniger heulte.

Sie stehen vor einem dieser Gebäude still, der Fremde stößt mit dem Fuße eine Thüre auf und sagt: — Hier ist es, gehen Sie voraus!

Der Priester zögert, folgt aber dann doch einer befehlenden Handbewegung seines Führers.

— Halten Sie sich an das Geländer an!

Das Geländer ist ein halbverfallener Strick.

— Jetzt fühlen Sie sich an der Mauer weiter!

So kam man oben an, denn das Haus hatte bloß eine Etage; man trat in ein finsternes Gemach, wo die Luft durch die vermischten Gerüche nach versauften Stroh, schmutziger Wäsche, ranzigem Del und dergleichen verpestet war.

— Wo ist die Kranke? fragte der Priester.

— Warten Sie nur einen Augenblick, wir brauchen Licht.

Damit suchte der Mann eine Talgkerze anzuzünden, aber die feuchten Zündhölzchen wollten nicht brennen.

Dem armen Vicar wurde es immer ängstlicher zu Muth. —

Ich habe Eile! sagte er mit vor Aufregung halb erstickter Stimme.

— So, jetzt brennt es endlich. Treten Sie näher!

Das Licht warf einen trüben, flackernden Schein über das schmutzige wüste Zimmer.

Der Geistliche tritt zu einem Bette mit grünen Sergevorhängen, wo ein gelbes, ganz vertrocknetes altes Weib lag und ihn mit ihren triefenden Augen anstierte. Der Vicar wollte beginnen, ihr Tröstungen zuzusprechen, wie er es bei Sterbenden gewohnt war, aber die scheußliche Alte unterbrach ihn, indem sie mit hämischen Grinsen sagte:

— Ihre Uhr!

Der arme Priester gehorchte zitternd — man wollte ihn also seiner theuren Uhr berauben!

— Wie viel Uhr ist es?

— In vier Minuten zwölf Uhr!

— Du hörst also! sprach der Mann, an des Vicars Uhr ist es in vier Minuten Mitternacht!

— Und an unserer Guckuhhr? Dort im Winkel hängt sie.

— Ebenfalls in vier Minuten zwölf Uhr, bestätigte der Vicar.

— Was sagst Du nun? frug der Mann.

— Schon gut, schon gut! Ich habe meine Flasche Brantwein verloren und werde sie Dir schon bezahlen.

Mit diesen Worten warf sich die gräßliche Alte auf die andere Seite.

— Sie haben's gehört, Herr Vicar, sie hat ihre Wette und ihre Flasche Brantwein verloren. Ich sagte ihr immer, die Guckuhhr ginge ganz wie Ihre Uhr, aber sie mußte Beweise haben. Ich danke Ihnen bestens und will Sie nun wieder nach Hause führen. O, über die hartnäckigen Weiber! —r.

Königin Victoria in Balmoral. Bekanntlich hat die Königin Victoria auch diesen Sommer wieder ihre Residenz in Schloß Balmoral im schottischen Hochlande aufgeschlagen, welches ihr nicht nur um seiner herrlichen Lage und Umgegend, sondern mehr noch durch die theuren Erinnerungen werth ist, die sich daran knüpfen.

Sie macht Tag für Tag eine Spazierfahrt in einem leichten, offenen Wagen, und als sie so vor einigen Wochen auch einmal auf der Heimkehr nach dem Schlosse begriffen war, bemerkte sie unterwegs einen armen alten Mann, der mühsam mit einer großen Last Holz neben dem Wagen herleuchte. Sofort gab die Königin Befehl, anzuhalten und sprach den alten Mann an:

— Woher kommt Ihr, mein Freund, und wo wollt Ihr hin?

— Ich komme aus Cromarty und will nach Dundee den Weg über Capel, um eher hinzukommen.

— Ihr seid müde, Alter, ich sehe es, und Eure Last ist viel

zu schwer für Euch. Legt sie hinten auf den Wagentritt und steigt hinauf zum Kutscher, der auch ein Hochländer ist.

So machte der arme Teufel einen großen Theil seines Weges im Wagen der Königin; als er abstieg, reichte er derselben seine grobe braune Hand ohne Umstände hin, die sie lächelnd drückte.

— Sehen Sie, Ma'am, sagte er im Fortgehen, es giebt viele gepuzte Damen, die sich nicht um einen armen alten Mann, wie ich bin, gekümmert hätten. Aber dafür gehöre ich auch jetzt Ihnen mit Tod und Leben. Wenn ich Ihnen jemals einen Dienst erweisen kann, so geniren Sie sich nicht, John Maclean ist als ein braver Mann bekannt. Gott zum Gruß, Freund, sprach er dann noch zum Kutscher, der sich ganz entsetzt hochmüthig auf seinem Sitze emporrichtete. —r.

Gewissenhafter Gehorsam. Der bekannte französische Schriftsteller Théophile Gautier hat einen wirklichen ächten Chinesen als Factotum und Diener, der mit seinem gelben Teint, den schiefgeschlitten kleinen funkelnden Augen, dem langen Zopf und dem dünnen langen Schnurrbart ganz so ausfieht, als ob er eben aus dem Schaufenster eines Theegeschäfts weggenommen worden wäre.

Neulich gab Gautier diesem merkwürdigen Bedienten den Auftrag, einen eiligen Brief an den Director eines politischen Journals zu besorgen, empfahl ihm jedoch dabei dringend, sich bei Abgabe des Briefes genau zu erkundigen, ob der Adressat auch wirklich da wohne oder vielleicht die Wohnung gewechselt habe.

Der Chineser verläßt das Landhaus seines Herrn in Neuilly und langt endlich auf dem Redaktionsbureau an.

— Wohnt hier Herr B.?

— Ja.

— Wirklich, ganz gewiß?

— Freilich. Was wünschen Sie denn von ihm?

— Ich haben eine Brief für ihn.

— Geben Sie mir ihn, ich werde ihn sogleich abgeben.

— Gut, gut, ich seien zufrieden, daß ich haben gefunden das Haus. Jetzt ich gehen wieder nach Neuilly holen den Brief und dann gleich herbringen. —r.

Eine Geschichte aus Lamartine's Leben. Eines Tages im Jahre 1847, als eben die „Girondisten“ in ihrer ganzen Berühmtheit waren, kam Herr Buloz, der Herausgeber der „Revue“ zu Lamartine, indem er ihn bat, etwas für die „Revue“ zu schreiben.

Lamartine sagte auch zu, bat jedoch, ihm einige Wochen Zeit zu lassen, da er sehr beschäftigt sei; nach Verlauf dieser Wochen sprach Buloz wieder vor, Lamartine hatte aber nichts geschrieben.

— Ich habe zu viel zu thun, mein lieber Herr Buloz, die Politik nimmt mich ganz in Anspruch. Haben Sie die Güte, sich wieder herzubemühen.

Buloz, der eine neue Abweisung fürchtete, beeilte sich, einen Vorschuß anzubieten, um den Dichter daran festhalten zu können. Lamartine bedurfte eben einer Summe von viertausend Francs, die er von Buloz erhielt.

Drei Monate später kam Buloz wieder. Man war am Ende des Jahres 1847, der Kampf im Palais Bourbon wurde mit aller

Leidenschaft geführt und Lamartine brachte seine Zeit fast ununterbrochen auf der Tribune zu.

— Ich habe nichts geschrieben, mein lieber Buloz, ich bin ganz erschöpft und gebrochen, die Politik raubt mir die Zeit zu allen Anderen. Wollen Sie vielleicht indessen einige neue Verse von mir, die dort liegen? Später sollen Sie auch Prosa erhalten.

Buloz nahm mit Enthusiasmus vier bis fünf Blätter Manuscript, die ihm der Dichter reichte. Die Verse erschienen, es waren reizende Sachen darunter, die unendlichen Beifall fanden.

Im Jahre 1848 kommt Herr Buloz wieder zu Lamartine, dem Minister des Aeußeren.

— Der Augenblick ist nicht günstig, mich zu drängen, lieber Buloz!

Dieser zitterte jedoch für seine viertausend Francs und stammelte: — Ja, Bürger Minister, Sie erinnern sich aber wol noch . . . an den Vorschuß . . . und die Revue . . . ihre Interessen. . .

— Ganz recht! Wieviel schulde ich Ihnen?

— Viertausend Francs.

Lamartine öffnet eine Schublade, nimmt vier Tausend Franc-Banknoten heraus und wirft sie auf den Tisch. — Hier ist das Geld!

Herr Buloz wagte nicht, das ersehnte Papier zu berühren, sondern blieb ganz verlegen stehen.

— Nun, was giebt's noch? Sie sind doch bezahlt!

— Ja, Bürger Minister, wir schulden Ihnen aber auch noch etwas für eine Kleinigkeit . . . für einige Verse, die übrigens ganz allerliebste waren.

— Davon wollen wir weiter nicht sprechen. Ich schenke sie Ihnen.

— Erlauben Sie, entgegnete Buloz würdevoll, die Revue nimmt von Niemandem Geschenke an. Wie viel bekommen Sie?

— Noch einmal, lieber Herr. . . .

— Noch einmal, ich bin verpflichtet, Ihre Arbeit und Mühe zu bezahlen.

— Nun gut! meinte Lamartine trocken, indem er die viertausend Francs wieder in die Schublade warf, so sind wir quitt!

—r.

In arge Verlegenheit gerieth eine Schauspielerin, die kürzlich in Hamburg ankam, um mit ihrer Mutter nach America zu gehen. Dieselbe war bisher an einem vorstädtischen Theater einer großen Residenzstadt engagirt, und erhielt von einem Verehrer vor etwa drei Monaten einen kostbaren Schmuck als Geschenk. In Hamburg angekommen, blieben ihr nicht Mittel genug, um Fahrbillets erster Cajüte für sich und ihre Mutter zu lösen, und sie entschloß sich demnach, das Geschmeide zu verpfänden. Der durch einen Lohndiener zum Pfandleiher gesandte Schmuck wird auf Grund eingegangener polizeilicher Laufzettel dort als „gestohlen“ angehalten, und die Schauspielerin kann nur dadurch der Verhaftung entgehen, daß sie den Brief producirt, der jenes Geschenk begleitete und den Geber nennt. Weitere Recherchen ergaben, daß jener erwähnte Verehrer den Schmuck von einem jungen Manne kaufte, der ihn seiner Tante entwendet hatte, um aus dem Erlös seine Spielschulden zu decken. Die bestohlene Tante war großmüthig genug, der armen Schauspielerin, die ihr früher

einmal empfohlen war, den Betrag zu übersenden, den ihr Verehrer für den Schmuck gezahlt, und fügte noch ein Extrageschenk von 6 Louisd'or bei.

Ein gebesselter Dieb. Eines Tages sprang in Bau auf den Fidji-Inseln ein Mann über die Palissaden, welche das Missionshaus umgaben, eilte in die Veranda und stahl dort einen Teppich. Eine Engländerin, welche zu Besuch bei dem Missionäre war, hatte die ganze Sache mit angesehen, trat auf den Spitzbuben zu und wollte ihn fragen, was er hier zu thun habe?

Sich so entdeckt sehend, warf der Mensch seine Beute von sich und entfernte sich eilends auf demselben Wege, den er gekommen war. Zum Unglück für ihn erkannte ihn ein Vorübergehender und nannte dem Missionäre seinen Namen, welcher nun bei dem Häuptlinge Pojo Klage gegen den Dieb führte.

Der Häuptling sagte sehr erzürnt, er werde den Dieb tödten; dies wollte der Missionär natürlich nicht und sah sich genöthigt, um das Leben des Menschen zu bitten, worauf der Häuptling sagte:

— Verständigen wir uns wohl; Ihr seid also böse, daß Ihr bestohlen worden seid, aber Ihr wollt nicht, daß der Dieb sterben soll. Nun gut, ich werde ihn bloß mit dem Tode bedrohen, aber laßt mich ruhig reden, ich will dem Manne tüchtig Furcht einjagen.

Hierauf ließ er den Vater, die Mutter und den Oheim des jungen Mannes kommen und erzählte ihnen die Geschichte von dem Diebstahle.

— Ich beklage mich nicht über den Diebstahl selbst, sagte er; das ist bei uns etwas sehr Gewöhnliches, aber was mich auf Euren Sohn erbittert, ist die Nachlässigkeit, die dumme Unvorsichtigkeit, mit der er sich ertappen ließ. Er hat uns Alle durch seine Ungeschicklichkeit entehrt, er muß sterben! Vater, Mutter und Onkel gaben ihre Zustimmung zu diesem Urtheile; zu dem jungen Manne selbst sprach dann der Häuptling: Du bist ein Dieb, und noch dazu ein ertappter Dieb! Ich stehle selbst, mein Vater stahl, ebenso mein Großvater, aber keiner hat sich je erwischt lassen. Durch Deine Dummheit hast Du dem Missionäre verrathen, daß wir ihn bestehlen, und verdienst dafür den Tod — Deine Verwandten sind auch dieser Meinung. Da aber der Missionär für Dich gebeten hat, so will ich Dir das Leben lassen, jedoch nur unter folgenden Bedingungen: entweder Du hast sechs Klastern Holz für meine Frau oder Du bringst mir sechs Schweine — wo nicht, wirst Du erdroffelt. Jetzt wähle!

— Nach kurzem Bedenken entgegnete der junge Mensch: — Häuptling, die sechs Klastern Holz zu spalten ist mir zu schwierig und mühsam und sechs Schweine kann ich Dir nicht schaffen, denn ich besitze bloß eins — also ist das Sterben das Leichteste und Einfachste. Laß mich erdroffeln!

— Gut, sagte der Häuptling, bereite Dich vor!

In der That wurde nun der Schuldige gewaschen, geölt und geschmückt, wie es die Umstände erheischten; er umarmte seine Angehörigen und man legte ihm den Strick um den Hals, so daß man denselben bloß noch zuziehen durfte. Der Häuptling bot dem jungen Manne nochmals das Leben an, aber dieser erwiderte verdrießlich:

— Mach' ein Ende, ich werde doch nicht aufhören zu stehlen, als bis ich todt bin. Ich habe Lust zu sterben.

— So? rief Poso zornig. Nun sollst Du gerade nicht sterben, Du wirst nicht erdroffelt, aber zur Strafe darfst Du nicht mehr stehlen, oder Du sollst sehen, wie Dir's ergeht, wenn Du Dich wieder einmal so dumm erweisen läßt.

Damit hatte es sein Bewenden und der Dieb — stahl weiter.
—r.

Geschicklichkeit. Ein junger Mann kommt mit einem Empfehlungsbriefe versehen in ein Bankiergeschäft und fragt den Chef, ob er ihm nicht eine Stellung in seinem Geschäfte anweisen könne.

— Mein Herr, entgegnet der Bankier achselzuckend, ich würde Ihnen sehr gern einen Platz in meinem Comptoir geben, allein die Geschäfte gehen schlecht, wir haben nicht viel Arbeit.

— O, entgegnete der junge Mann, es bedarf ja so wenig, um mich zu beschäftigen!
—r.

Die Glücksschärpe oder der Khata. Ein Product, welches aus den Manufacturen in Thibet hervorgeht und welches bei den Thibetanern und Chinesen sehr verbreitet ist und in großer Achtung steht, ist der Khata oder die Glücksschärpe. Diese Schärpe ist von einer fast ebenso feinen Seide wie die Gaze; sie endigt sich in Fransen, ist von einer bläulichweißen Farbe und ungefähr dreimal so lang wie breit. Um jedem Vermögen zu genügen, werden Glücksschärpen von einer sehr ungleichen Größe, Eleganz und zu einem sehr verschiedenen Preise fabricirt; denn die dürftigsten Thibetaner und Chinesen machen davon einen ebenso häufigen Gebrauch wie die Reichen.

Die Glücksschärpe ist ein Geschenk, das man an Diejenigen richtet, von denen man einen Dienst zu erlangen wünscht. Man sendet die Glücksschärpe auch jeder Person zu, welcher man einen Dank abstatten oder bei der man bloß einen Besuch der Etikette machen will. Zwei Freunde, die lange voneinander getrennt waren, bieten einander, wenn sie sich wieder treffen, den Khata an. Das ist eine stumme Sprache, um sich, ehe sie zum Worte schreiten, zu sagen, wie sehr sie erfreut sind, sich wiederzusehen. Die Briefe, welche man absendet, wenn man an eine geliebte oder geachtete Person schreibt, werden in eine Glücksschärpe eingewickelt.

Mehre Chinesen, welche kürzlich nach Frankreich gekommen sind, haben als Zeichen der Dankbarkeit diese Glücksschärpen den Beamten überreicht, von denen sie herzlich aufgenommen worden waren.
E.

Zwei würdige Freunde. Im Verlaufe der letzten Zeit kam Baron X., der berühmte Baron X., ein alter Lebemann, der sich vor zwei Jahren in die Einsamkeit zurückzog, weil seine Geldquellen versiegt waren, der lebenswürdige, heitere, geistreiche Baron X. durch die Schwankungen der Börse plötzlich zu einem beträchtlichen Vermögen. Er rieb sich vergnügt die Hände und erzählte diesen Glücksfall seinem alten Freunde, dem ewig am Podagra leidenden Grafen B., welchem er eben begegnet war.

— Ach, mein Theuerster, sagte er, das war mit eine erfreuliche Ueberraschung! Ein so hübsches Vermögen!

— Was gedenkst Du damit anzufangen? fragte Herr v. B.

— Nun, ich werde es natürlich durchbringen!

Der Graf betrachtete den Freund voll Bewunderung, aber nicht ohne Neid und meinte:

— Ach, Du hast ein schönes Alter!

Da er jedoch in den Tagen des Unglücks dem Barone Geld geliehen hatte, so schien es ihm ganz angebracht, so bald als möglich denselben daran zu erinnern und er sagte:

— Ich hoffe, daß Du Deine Schulden jetzt bezahlen wirst!

— Bah! entgegnete der Baron böshafterweise, denn er durchschaute seinen Freund und wollte ihm etwas Angst einjagen.

— Wie, pah? erwiderte Graf B., aber zum Teufel, ich dünkte doch, die erste Pflicht eines ehrlichen Mannes übrigens hast Du das bloß mit Dir allein auszumachen, ich schweige, denn Du könntest sonst glauben, meine eigenen Interessen bewögen mich, so zu sprechen!

— Ach nein, nicht die Interessen, sondern das Capital! antwortete lachend der Baron.
—r.

Eine neue Eurydice. Ein talentvoller junger Advocat, Paul B., der sich erst seit kurzem in London niedergelassen hatte, kam bei einer Geschäftsreise in eine der nördlichen englischen Grafschaften und lernte durch einen glücklichen Zufall ein hübsches, lebhaftes, lebenswürdiges und bei alledem auch noch vermögendes Mädchen kennen. Er verliebte sich ernstlich in sie, und da er nicht wußte, ob es ihm sobald wieder möglich sein würde, in jene Gegend zurückzukehren, suchte er sich vor allen Dingen den gefundenen Schatz zu sichern und fragte die Geliebte trotz der Bekanntschaft von nur wenigen Tagen ohne Umstände, ob sie die Seinige werden wolle.

— Wenn meine Eltern Ja sagen, werde ich nicht Nein sagen, entgegnete das junge Mädchen ohne alle Ziererei.

Noch am selbigen Tage wurde die Verlobung gefeiert und die Hochzeit auf vier Wochen später festgesetzt. Jetzt galt es jedoch, noch allen nöthigen Formalitäten gerecht zu werden, die erforderlichen Papiere herbeizuschaffen und dergleichen.

Nun war die Braut seit fast zwanzig Jahren von ihrem ziemlich weit entlegenen Geburtsorte abwesend, sie war als ganz kleines Kind von dort weggekommen. Der Bräutigam reiste in seiner Ungebuld selbst dahin, um den Tauffchein u. s. w. für seine Zukünftige zu holen, da er fürchtete, mit dem Hin- und Herschreiben würde zu viel Zeit hingebraucht.

Von mehren Zeugen begleitet, die er sich dort verschafft hatte, ging er zu dem Geistlichen der kleinen Gemeinde, welcher auf sein Verlangen im Kirchenbuche nachschlug.

— Alice L.! Alice L.! sagte er nachdenklich; warten Sie einmal, jetzt wird es kommen.

Ja, hier ist wol die Geburt und Taufe des Kindes eingetragen, aber

Hier wurde der würdige Mann plötzlich ganz blaß.

— Aber was denn? frug der Bräutigam.

— Aber, mein Herr, nach dem Tauffcheine dieser Person folgt unmittelbar

— Was denn, in Gottes Namen? Spannen Sie mich doch nicht so auf die Folter!

— Ihr Todtenschein in der allerbesten Form.

— Sie scherzen wol? meinte der junge Advocat.

— Ein Geistlicher scherzt nicht mit solchen Dingen. Ich kann also Fräulein Alice L. nicht geben, was sie verlangt.

— Warum denn nicht?

— Nun, Sie sehen ja, weil sie todt ist.

— Ja, aber bloß auf dem Papiere, sie lebt jedoch in Wirklichkeit und wir müssen ihre Auferstehung bewerkstelligen.

Das leuchtete dem alten Herrn aber nicht so schnell ein; Paul mußte daher seine Ungebild zügeln und erlangte erst nach vielen Umständen und nachdem sich der Geistliche durch die Briefe der Aeltern und anderer Respectspersonen von Alicens Authenticität überzeugt hatte, das gewünschte Papier, worauf die Hochzeit sehr fröhlich gefeiert wurde.

Thercausfuhr. Der Thee ist uns ein so lieber Hausfreund geworden, daß unseren Leserinnen folgende statistische Notiz nicht ohne Interesse sein wird. Die Gesamtausfuhr von japanischem Thee in der eben beendeten Saison (1865/66) betrug 8,200,000 Pfund, in der Saison 1864/65 dagegen nur 3,870,000 Pfund. Aus China betrug die Gesamtausfuhr von schwarzem Thee 124,884,000 Pfund, von grünem Thee 23,719,000 Pfund.

Albumblätter.

Die Einsamkeit ist das Element großer Geister.

Christine, Königin von Schweden.

Was geboren ward, muß sterben;
Was da stirbt, wird neu geboren.
Mensch, Du weißt nicht, was Du warest;
Was Du jetzt bist, lerne kennen,
Und erwarte, was Du sein wirst.

Herder.

Viel und gut sprechen, ist Talent eines wichtigen Kopfes;
wenig und gut, der Charakter des Denkers; viel und schlecht, die
Wuth des Dünklings; wenig und schlecht, das Unglück des Tropfes.

Hufeland.

Räthsel und Aufgaben.

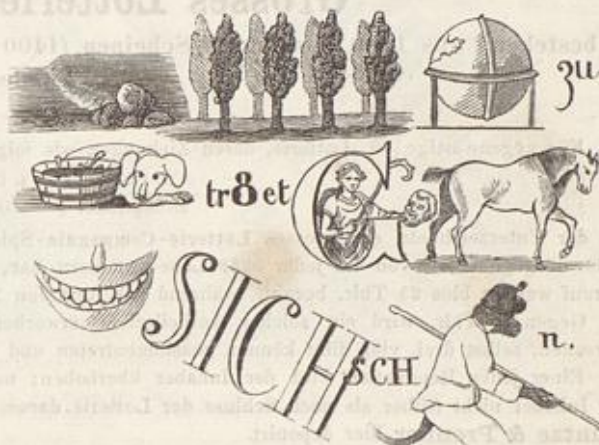
Um meine erste Sylbe giebt
Der Jüngling, der das Mädchen liebt,
Der Mühe sich gewaltig viel.
Die zweite war im Alterthume
Ein Gott von allbekanntem Ruhme,
Doch oft auch frechen Spottes Ziel.
Mein Ganzes ist ein Land, das schon durch manches Jahr
Verzweifelt unwirthbar
Für den Besucher war.

Es findet sich in allen Reichen,
Wo Christen sind; wenn auch nur klein,
Und ladet Euch zur Andacht ein;
Doch laßt der Zeichen erstes weichen,
Und setzt am Ende noch ein Zeichen,
So wird's ein großer Maler sein.

Ein Componist und seine Composition.

Zogno, — Rom, — Ekbatana, — Joux, — Nakel, — Barsac,
— Memel, — Calais, — Sassari, — Crefeld, — Lakhno, —
Jarnac, — Hersbruck, — Uttewald.

Die Anfangsbuchstaben dieser vierzehn Städte und Detschaften geben, richtig geordnet, die Anfangsbuchstaben der fünf Taufnamen und den Familiennamen eines bekannten Componisten, die Endbuchstaben den Namen einer seiner Opern und die Zahl des Jahres, in welchem er geboren ist.



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 37.

Loth — Roth — Roth.

Schwermuth.

Kleine Kinder kleines Kreuz, große Kinder großes Kreuz.

Briefpost.

Herrn M. S. in L. Wir sind außer Stande, von Ihrem uns gütigst eingesandten Beitrage Gebrauch zu machen, da er die Grenze unseres Gebietes überschreitet und arg verlegt, die strenge inne zu halten jedem Familienjournalisten oberste Pflicht ist.

Herrn Emil Junker in Dresden. Freundlichen Dank für Ihr Schreiben; die Auflösung ist richtig.

Hr. E. M. in Goslar. Chauvinismus, chauvinistisch nennt man eine krankhafte politische Richtung in Frankreich, welche die Eroberungen und den kriegerischen Ruhm des ersten Kaiserreichs um jeden Preis in unsern Tagen wiederherstellen möchte. Die Bezeichnung stammt aus einem Lustspiele Scribe's „Le Soldat laboureur“, in welchem ein alter Soldat, Namens Chauvin, der unter Napoleon I. gedient hat und sich durch eine lächerliche und maßlose Bewunderung der Kriegsthaten des Kaisers hervor-
thut, die Hauptrolle spielt. Diese Figur ist zum Typus und der charakteristische Name für den kenntnißlosen französischen Politiker geworden, dem die „Olive“ sein tägliches Brod ist.

Hr. A. v. S. in Strelitz. Ihr Herr Landsmann hat uns die betreffende Mittheilung nicht gemacht, daher unser Schweigen.

Hr. Hofr. J. v. E. in M. Eine geringe Quantität concentrirter Pottasche (Soda) in Fluß- oder Regenwasser aufgelöst, frischt die lila Farbe wieder auf.

Herrn K. H. in Berlin. Wie sehr uns auch Ihr Lob der Kunstfertigkeit Leipzigs erfreut hat, so müssen wir es dennoch hinsichtlich unserer Modenbilder zurückweisen, da dieselben nicht in Leipzig, sondern in Paris ausgeführt werden.

Hr. L. B. in Nürnberg. Wir sind ja erst im September; im Januar soll Ihr Wunsch mit Vergnügen erfüllt werden.

Herrn Stud. A. S. . . . in Bonn. Besten Dank für Räthsel und Aufgaben.

Zwei Leserinnen der Modenzeitung in O. Die gleiche Function erfordert auch gleiche Toilette; am passendsten und dabei elegantesten ist ein weißes Kleid mit ausgeschnittener Blusentaille, rosa Gürtel mit langer Schärpe, rosa Achselschleifen mit flatternden Enden und ein Rosenkranz im griechisch geschittelten Haar. Möge Ihnen der festliche Tag recht frohe Stunden bringen!

Hr. Bar. v. H. in P. Kam leider zu spät in unsere Hände.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Tblr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Tblr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt festgesetzt sind:

3. Classe	4. Classe	5. Classe
17. September	8. October	5. — 21. November

hat der Unterzeichnete ein grosses Lotterie-Compagnie-Spiel arrangirt; es werden dazu 1400 Antheilscheine, von No. 1 bis 1400, ausgegeben, wovon ein jeder 3268 Loos-Nummern hat, die 1400 ganze Loose bilden; der Antheilschein kostet 51 Thlr.; hierauf werden blos 25 Thlr. bezahlt, während der Rest von 26 Thlrn. gleich auf Abrechnung geht.

Gegen 25 Thlr. wird ein solcher Antheilschein erworben und er wird bis in die entferntesten Gegenden versandt; zwei Personen, selbst drei, vier, fünf können zusammentreten und einen solchen Antheilschein nehmen.

Einer jeden Renovation wird der Inhaber überhoben; nach erfolgter Inempfangnahme eines solchen Scheines braucht sich der Inhaber nicht früher als nach Schluss der Lotterie darum zu kümmern. Die Original-Loose sind bei den Herren **Kind, Kuntze & Prenner** hier deponirt.

Das Resultat nach jeder Classenziehung und nach erfolgter Ziehung 5. Classe wird in der Brockhaus'schen Zeitung, Leipziger Zeitung, Leipziger Tageblatt etc. bekannt gemacht.

Der 24. Theil der ganzen Lotterie gehört den Nummern nach zu diesem Compagnie-Spiele und es sind viele ganze Loose dabei; ein glücklicher Zufall kann das ganze Geschäft sehr werthvoll machen, so dass schon vor Ziehung 5. Classe Dividenden gewährt werden können. In jedem Falle ist es das grösste Compagnie-Spiel, was jemals dagewesen ist, und dieserhalb hoffe ich auch auf keinen geringen Erfolg mit der Entnahme solcher Scheine.

Gegen gefällige Einsendung oder Baarzahlung von Thlr. 25. werden diese Compagnie-Scheine sofort von mir expedirt und ausgegeben.

Leipzig, im September 1866.

August Kind.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe Thlr. 1555. 25 Ngr. 7 Pf.
in der 2. Classe „ 2061. 24 „ — „
Summa bis jetzt: Thlr. 3617. 19 Ngr. 7 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie

mit den bekannten Hauptgewinnen

hat nunmehr folgende Ziehungstage:

17. September für die 3. Classe
8. October = = 4. =
5. November = = 5. =

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 3/4 Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12 1/2 Sgr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pro 1/4, 10 Thlrn. pro 1/2, 5 Thlrn. pro 1/4, 2 1/2 Thlrn. pro 1/8 und creditire den Einzahlrest bis zu einer zu nennenden späteren Frist, wohingegen ich bei Vollauezahlung der Einzahlbeträge **Vollloose**, die für 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Borrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tacuber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gefestlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen**.

Zur gänzlichen Vertreibung der

Sommerprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochth i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.